

Friedrich Ernst Peters

Die dröge Trina

Geschichte einer „Poahr Dangoaß“

Friedrich Ernst Peters.

Friedrich Ernst Peters
Die dröge Trina
Geschichte einer „*Poahr Dangoaß*“

Friedrich Ernst Peters

Die dröge Trina

Geschichte einer „*Poahr Dangoaß*“

Digitale Edition : Friedrich Ernst Peters

Universität Potsdam 2012

Erschienen in Print:

Peters, Friedrich Ernst: *Die dröge Trina: Geschichte einer „Poahr Dangoß“*. Göttingen: Deuerlichsche Verlagsbuchhandlung, 1946.

Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Lizenzvertrag lizenziert:

Namensnennung - Keine kommerzielle Nutzung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen
3.0 Deutschland

Um die Bedingungen der Lizenz einzusehen, folgen Sie bitte dem Hyperlink:

<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/>

Herausgegeben von Ulrike Michalowsky

Online veröffentlicht auf dem Publikationsserver der Universität Potsdam

URL <http://pub.ub.uni-potsdam.de/volltexte/2012/5724/>

URN [urn:nbn:de:kobv:517-opus-57245](http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-opus-57245)

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-57245>

„Je mehr der Mensch seinen Sinn fürs Leben
künstlerisch ausbildet, desto mehr interessiert ihn
auch die Disharmonie – wegen der Auflösung.“

Novalis

Erstes Kapitel

Hier werden dem Leser zwar einige Hauptpersonen schon vorgestellt; doch kommt die Erzählung noch nicht eigentlich in Fluss. Dies erste Kapitel will mehr als eine Art Vorrede genommen sein. Es lässt sich aber auch mit fast gleich gutem Grund als abschließende Betrachtung an das Ende stellen. Nach der Meinung des Erzählers, der selbstverständlich für seine Geschichte günstig voreingenommen ist und sie darum besonderer Bemühungen vonseiten des Lesers für würdig erachtet, sollte man das eine tun und das andere nicht lassen. Es wird also empfohlen, dies Kapitel zweimal zu lesen, zu Beginn nämlich *und* am Schluss.

„Das Leben ist gar nicht so einfach“, pflegt Trienke Harders zu sagen. Sie zieht bei diesem Satz ihr Altfrauengesicht in bekümmerte Falten und begleitet langsames Kopfschütteln mit jener schnellen Folge von Schnalzlauten, die ihr als bester Ausdruck des Bedauerns gilt.

Vielleicht will die Alte mit ihrem „goldenen“ Wort nur zu schuldigem Lebensernst mahnen. Hans Vollert aber argwöhnt dahinter allerlei Dinge, die ihm unleidlich sind: Duckmäusertum, Kopfhängerei, und ein Bestreben, das freie, schweifende Leben in ein enges Gatter von Regeln zu zwängen. Fast täglich springt ihn aus irgendeinem Gespräch die Allerweltsweisheit vom „gar nicht so einfachen Leben“ herausfordernd an, immer versehen mit dem Zusatz: „... sagt Trienke Harders“. Hans versäumt niemals, der zweifelhaften Unerbittlichkeit dieses Satzes auf seine Art entgegenzutreten. Wenn er ihn hören muss, so neigt er erst wie einräumend den Kopf nach links, wirft ihn dann aber sehr entschieden hintüber und sagt unter eifrigem Nicken und einem halb gutmütigen, halb höhnischen Gelächter: „Das Leben ist gar nicht so einfach, wenn man es doppelt nimmt!“ Es ist, als halte der selbstsichere, breitschultrige und behäbige Mann das Wort „Wenn“ in seiner Hand wie die Klinke einer Tür, durch die er

jederzeit das in die Enge getriebene Leben entwischen lassen kann.

Hans hat es sich zur obersten Regel gesetzt, das Leben unter keinen Umständen jemals doppelt zu nehmen, und er fährt für seine Person gut mit diesem Vorsatz. Wie war es aber mit Silja Rehder, die man im vorigen Sommer so plötzlich nach Bohmstedt auf den Küsterkamp bringen musste? Sie jaulte schon seit einiger Zeit den Nachbarfrauen immer vor, dass ihr mit 73 Jahren die Arbeit in ihrer kleinen Katerei schier über den Kopf wachse, und dass sie „davor gar nicht mehr zurechtkommen könne“. Peter, ihr Mann, saß selbst im heißen Sommer mit seiner schweren Gicht noch hinterm Beileger und rauchte kalt. Er war in keiner Weise mehr eine Hilfe, und die drei Kühe wollten doch jeden Tag versorgt sein.

Als sich die Tiere an einem gewitterschwülen Spätnachmittag gar zu ungebärdig aufführten, sprang Silja kurz entschlossen vom Hocker auf, ließ Eimer und Milchkannen stehen, arbeitete sich durch die Weißdornhecke hinüber auf Jörn Pahls Osterkamp und ertränkte sich dort in der Mergelkuhle.

Die jache Tat erregte in Baasdorf allgemeine Missbilligung, und jedermann meinte, *dies* wäre denn doch nicht nötig gewesen, und alles hätte sich ganz einfach regeln lassen. Jawohl! „Wäre“ und „hätte“; „wenn“ und „aber“! Silja Rehder gehörte nun einmal zu den Leuten, die das Leben doppelt nehmen.

Man kommt mit dieser sonderbaren Sache, die wir unser Leben nennen, nicht so schnell ins Reine. Es ist gar nicht so einfach, wenn man es doppelt nimmt. Schon gut! Wenn man es nun nicht doppelt nimmt, ist es dann einfach? Solche Weisheit hilft uns nicht weiter. Wir möchten aber doch gar zu gern wissen, ob dieses Leben – alles in allem genommen – zum Lachen oder zum Weinen ist. Wir legen beides, Lachen und Weinen, in die Schalen einer Waage, um zu sehen, wie sich die Sache nun eigentlich verhält. Wenn wir den Bauern Jehann Grotmaack in seinem täglichen Tun und Treiben beobachten, so möchten wir uns wohl

mit ihm für das Lachen entscheiden. Jehann ist immer hell und hoch im Wort, und schon der Vorname kennzeichnet den Mann. In dem kraftvollen Jambus „*Jehann*“ schnellt die Waagschale, in der die Gründe für das Weinen gesammelt werden sollen, ohnmächtig empor. *Jehann!* Das klingt immer schon wie ein ermunterndes Hallo! „Hier ist was *los*, und das Leben ist ein *Spaß!*“

Es ist nur wunderlich, dass die beherzte Lebensfreude des Bauern anscheinend im eigenen Hause so wenig ansteckend wirkt. Lise, Jehanns Frau, führt ihrer ständigen Tränenbereitschaft wegen im Dorf den Namen „Sibbel-Lischen“. Ein leises, haltloses Weinen bezeichnen wir als „Sibbeln“, und eben auf diese Haltlosigkeit hat der Erfinder des Namens noch besonders hinweisen wollen, als er den anzufügenden Eigennamen Lise in Lischen umwandelte. Das „S“ ist ein energischer Laut, der die Muskeln um den Mund in Zucht nimmt. Das „Sch“ dagegen gestattet ein unbeherrschtes Hängenlassen der Unterlippe, und im ganzen ist Sibbel-Lischen ein Wort, das schon dem Gesicht dessen, der es nur ausspricht, ganz von selbst einen weinerlichen Ausdruck aufzwingt.

Wenn wir uns aber das Leben im Hause Grotmaack genauer ansehen, so findet sich, dass Lise durchaus nicht haltlos und halb gelähmt in einem Jammertal wandelt. Sie hat ihrem Mann acht Kinder geboren, prächtige Kinder, hat dem Hauswesen allezeit mit Fleiß und Umsicht vorgestanden und weiß sich in allem von ihrem Herrgott sichtbar gesegnet. Aber sie ist eine sehr rührselige Natur, und wo sie mit getragener Stimme nur drei hochdeutsche Worte in einer Folge gesprochen hört, da wird ihr zumute wie in der Kirche, und da kommen ihr dann gleich die Tränen.

Jehann lässt sich denn auch in seinem Lebensbehagen durch diese Tränenseligkeit nicht weiter stören. Wenn er in den Augen seiner Eheliebsten die salze Flut steigen sieht, so fragt er nur ganz gemütlich: „Na, bricht der Deich mal wieder?“ So kann Lises Verhalten uns keinerlei Antwort geben auf die verzwickten Fragen, mit denen wir dem Leben zu Leibe gehen. Wir sehen

vielmehr, wie die Neigung zum Weinen mit der Überzeugung vom freudigen Grundklang des Lebens sehr wohl vereinbar ist, und das macht unsere Sache nur noch verwickelter.

Da wir den Herrschaftsanspruch des Lachens aber in jeder Weise stützen möchten, so holen wir als gewichtigen Zeugen Hans Vollert herbei, den wir schon ein wenig kennen. Hans, der gewaltige Lacher, wohnt am entgegengesetzten, dem sogenannten „oberen“ Ende des Dorfes, und da unser Baasdorf in seiner länglichen Form einer Ellipse nicht unähnlich ist, so ließe sich mit einigem Recht sagen, dass in ihren Brennpunkten, vertreten durch Jehann und Hans, laut und herrscherlich das Lachen steht. Wir bringen dies aber doch einigermaßen kleinlaut vor, weil bei Hans Vollert Praxis und Theorie bedenklich auseinanderklaffen. Hans lacht, das ist unbestreitbar. Es liegt aber in seinem Zimmer immer griffbereit ein kleines, verschmutztes und zerlesenes Büchlein, das bei ihm nach und nach die Stelle der Hauspostille eingenommen hat. Er fand es vor Jahren beim Papierhändler Bock in der Königstraße unserer Stadt, als er den „Eutiner Kalender“ einkaufen wollte. Auf dem krausverzierten, rosafarbenen Umschlag trug das Büchlein den befremdlichen Namen des englischen Dichters, über den Hans einige Tage vorher im Wochenblatt einen Aufsatz gelesen hatte. Verglichen mit diesem Engländer sollte unser Goethe der reine Waisenknabe gewesen sein. Da das Büchlein nur zwanzig Pfennig kostete, so nahm er es mit. In den Jahren, die seitdem vergangen sind, hat er es nahezu auswendig gelernt, und nach seiner Meinung sind die Kernsprüche des Engländers treffender als Bibelsprüche.

Hans behauptet mit seinem Dichter, unsere Welt sei eine „große Narrenbühne“, und die Neugeborenen schon drückten im Weinen ihren Widerwillen gegen das erzwungene Mitwirken auf diesem zweifelhaften Brettergerüst aus. Auch kann er traurige Geschichten, die er im Übrigen lachend vorbringt, plötzlich – und zudem noch in hochdeutscher Sprache, man denke! - unterbrechen mit der Frage: „Ihr denkt, ich werde weinen?“ Seine

braunen Augen blitzen in höchstem Vergnügen, wenn es weitergeht:

„Nein, weinen will ich nicht.
Wohl hab ich Fug zu weinen; doch dies Herz
soll eh‘ in hunderttausend Scherben splintern,
als dass ich weine.“

Und hier ist dann ein besonders herzliches und schallendes Gelächter fällig.

Sein Verhalten ist dem Lise Grotmaacks genau entgegengesetzt. Ihrer Meinung nach ist es mit dem Leben im großen und ganzen gut und richtig bestellt, und doch reizt es sie ständig zum Weinen. Hans dagegen hat dem Weltwesen auf den traurigen Grund gesehen und muss doch immer lachen. Den beiden Zeugen ist nur dies gemeinsam, dass sie uns in unserm Urteil über das Leben verwirren.

Wir möchten aber doch gern zu einiger Klarheit kommen. Es ist ja zu der Frage nach dem Sinn des Lebens in vielen klugen Büchern mancherlei beigebracht worden, und wir könnten uns sehr wohl dadurch aus der Klemme ziehen, dass wir auf irgendeiner marktgängigen Allgemeinheit Stand nehmen. Aber aus einem besonderen Grunde haben wir es uns nun einmal in den Kopf gesetzt, in unseren Betrachtungen über das Leben vom Lachen und Weinen auszugehen, oder, um ganz eindeutig zu sein: vom Weinen allein. Denn wer nicht zu weinen braucht, der hat schon gut lachen. Das ergibt sich dann eigentlich nebenbei. Aber die Frage des Weinens lässt sich so schnell nicht abtun. Es hat ein weiser Mann gesagt, Blut sei ein ganz besonderer Saft. Lässt sich nicht dasselbe vom Tränenwasser sagen?

Jehann Grotmaacks Frage: „Bricht der Deich mal wieder?“ ist nicht weit hergeholt. Wir leben ja in einem Lande, dessen Westküste durch Deiche gegen den Einbruch der salzen Flut geschützt werden muss. Nieerlahmende Wachsamkeit ist da Gebot. Noch unsere Großväter wussten von der großen Flut des Jahres 1825 schaurige Geschichten zu erzählen.

Müssten wir nicht auch die Fruchtgefülle unserer Freude durch einen Deich gegen die Überschwemmung der salzen Tränenflut schützen? Zwar: bei Sibbel-Lischen ist ein Deichbruch nicht weiter gefährlich. Aber denkt man einmal an Schana Holm! Die lief so lange weinend im Dorf herum, bis wir uns daran gewöhnten und ihre Tränen am Ende für uns nicht schwerer wogen als die Lise Grotmaacks. Aber eines Tages mussten wir sie suchen, und nach einer Woche erst zog Jasper Kleen sie aus einer sehr versteckten Moorkuhle.

Was ist da zu machen? Im grauen Altertum schon haben kluge Leute den Menschen geraten, ihr Herz gegen die Zugriffe des Lebens durch stete Übung so zu verhärten, wie ja auch unseren ursprünglich zarten Händen in täglicher Arbeit allmählich eine Hornhaut wächst. Aber ist das nun das Richtige? Was ist gewonnen, wenn wir unser Herz sozusagen in Schwielen hüllen? Wohl können die Dornendickichte, die uns den Lebensweg immer wieder sperren, dem Herzen nichts mehr anhaben; wir brauchen nicht mehr zu weinen. Aber das schwierige Herz lässt sich dann auch von keiner Freude mehr zum Lachen kitzeln, und dies wäre denn doch kein richtiges Leben mehr.

Wenn die alten Weisen – Hans Vollert sagt, sie haben sich Stoiker genannt – wirklich im Recht sind, dann müssten wir ja unser Vorbild sehen in Trina Dührsen, die man im Dorf die „dröge“, d.h. die trockene Trina nennt, und dagegen wehre ich mich; das will ich unter keinen Umständen wahr haben. Ja, von Trina Dührsen will ich eine Geschichte erzählen, die so nebenher auch einiges Licht auf die dunkle Frage des Lachens und Weinens werfen könnte. Es wird ja heutzutage Objektivität so sehr gerühmt, und da ist nun in unserm Verfahren Trina Dührsen wirklich ein objektiver Zeuge. Sie ist weder mit dem Lachen noch mit dem Weinen „verwandt oder verschwägert“; sie will von beidem nichts wissen.

Zu unserer Bestürzung merken wir hier, dass unsere Redseligkeit uns für die Erzählung von der „drögen Trina“ hinterlistig

in eine falsche Ausgangsstellung gelockt hat. Das Gesetz der Objektivität gilt ja auch für den Erzähler. Er soll in seiner Ecke hocken bleiben, soll seine Menschen einfach reden und handeln lassen und ihnen nicht mit Zustimmung oder Missbilligung dazwischen fahren. Der Hörer oder Leser ist ja klug und wird schon wissen, was er von den Menschen halten muss. In seiner kleinen Welt soll der Erzähler dem lieben Gott nacheifern, der bekanntlich seine Sonne über Böse und Gut aufgehen lässt und mit seinem Regen Gerechte und Ungerechte gleichmäßig bedenkt. Nun hat aber der liebe Gott die ganze Ewigkeit vor sich, während unsers vereins verpflichtet ist, in dem engen Raum zwischen zwei Buchdeckeln mit allem ins Reine zu kommen. Doch wie wir uns auch immer herauszureden versuchen, wir kommen nicht um die Feststellung herum, es mit der Objektivität schon hier im Anfang versehen zu haben. Denn wir haben ja leider schon verraten, dass wir „die dröge Trina“ nicht gerade lieben. Wir hoffen jedoch, an ihr bündig dartun zu können, dass die große Lebensfrage nach dem Lachen und Weinen nicht beantwortet ist, wenn man beidem abschwört.

O weh! Da haben wir es schon zum zweiten Mal versehen. Wer Bescheid weiß, rümpft hier vielleicht die Nase über den täpischen Erzähler, der „mit der Moral von der Geschichte“ so ausdrücklich und gar noch gleich im Anfang herausplatzt. Nun gut! So ist eben unsere Geschichte von der drögen Trina ganz altmodisch.

Die dröge Trina! Es ist nicht mehr auszumachen, wer diesen Nökelnamen aufgebracht hat. Seine Trägerin hat ihn aber in mehrfacher Hinsicht verdient. Sie ist von langer, dürrer Gestalt, und ihrer bedächtigen und etwas knarrenden Redeweise ist der Saft des Witzes vollkommen fremd. Über ein flaches Schädeldach zieht sich das straffgezogene blonde Haar. Von den breit-ausladenden Backenknochen gehen die Linien des länglichen Gesichts langsam zum spitzen Kinn hinab. Dieser Kopf hat sehr

viel Ähnlichkeit mit einer Birne, deren trockene und mehligere innere Beschaffenheit sich schon durch die Schale verrät.

„Trina steht zeitlebens trocken“, sagt ihr Widersacher Hans Vollert. Den Ausdruck „trocken stehen“ wenden wir sonst auf trüchtige Kühe an, die uns im Warten auf ihre Stunde den Milchsegen wohl für eine Zeit versagen, nachher aber alles wiedergutmachen. Wenn also das Wort für die Gegenwart einen Mangel zugibt, so drückt es doch zugleich begründete Hoffnung auf zukünftigen Segen aus. Bei Trina wird der Sinn des Wortes durch den Zusatz „zeitlebens“ ganz ins Hoffnungslose verkehrt. Sie ist jetzt 39 Jahre alt, und da sie bisher zum Freien niemals Anstalten gemacht hat, wird es wohl auch in Zukunft nicht mehr geschehen. Offenbar ist der Natur von Anfang her dies alles klar gewesen, und sie hat sich darum gar nicht erst die Mühe gemacht, Trina im oberen Teil ihrer Vorderseite auszustatten mit jenen so lieblichen wie ehrwürdigen Hügeln, an denen die Quellen des Lebens entspringen. Bei ihr ist diese Gegend flach und trocken wie die Katzheide.

Von den Umständen, unter denen vorzeiten die Namensverleihung vor sich gegangen sein muss, ist immerhin noch so viel bekannt, dass die dröge Trina in einen Gegensatz zu ihrer Nachbarin Sibbel-Lischen gestellt werden sollte. Es gibt nämlich in Baasdorf keinen Menschen, der Trina seit ihren Kinderjahren jemals hätte weinen sehen. Die Häuser der beiden so verschiedenen Wesen liegen sich an der unteren Dorfstraße so gegenüber, dass räumlich nähere Nachbarinnen kaum denkbar sind. Und doch hat zwischen ihnen die enge Straße die Weite einer Welt. Auf den Ausdruck „Wesen“ – dies geben wir unumwunden zu – hat uns die Verlegenheit gebracht, und wir räumen des weiteren auch die Misslichkeit dieses Ausweges ein. In einem etwas strengeren Sinne verbietet es sich ja, hier zusammenfassend von Frauen zu reden. Trina ist keine Frau. Sie schafft wie ein Mannsmensch, und vielleicht hat sie sich sogar bewusst die äußeren Merkmale ihres Geschlechts, das doch auch in ihr angelegt

war, wegarbeiten wollen. Trina ist keine Frau; schön und gut! Aber können wir sie nun den jungen Mädchen zurechnen? Bitte, nicht lachen! Die Sache ist ernst genug. Wir befinden uns da wirklich in einer Zwickmühle, und wir wissen schon, Trina wird uns im Laufe unserer Erzählung noch weitere Verlegenheiten bereiten.

Geneigter Leser, ich sehe, wie sich auf deiner Stirn der vorhin nur leicht angedeutete senkrechte Strich zu einer Falte des offenkundigen Unmuts vertieft. Du bist meines duhnen Herumtühnens überdrüssig und verlangst, dass ich nun endlich mit festen Schritten auf die gerade Straße meiner Erzählung komme. Ich kann das verstehen. Aber ich bitte dich: hab‘ noch einen Augenblick Geduld!

Vom Lachen und Weinen war eingangs und unterwegs die Rede. Damit ist das Thema angeschlagen, das auch weiterhin immer wieder erklingen wird. Doch können wir in der Geschichte von der drögen Trina schwerlich eine in jeder Hinsicht gültige Erklärung dieser rätselhaften Erscheinungen bieten. Vielleicht aber kommen wir durch das erzählte Stück Leben etwas näher heran an die Beantwortung der Frage: „Wie ist ein richtiges Leben zu führen?“ Sollte sich indessen zeigen, dass wir sogar mit dieser bescheiden eingegrenzten Zielsetzung unser Vermögen doch schon überschätzt haben, so wird sich hoffentlich ergeben, wie das Leben *auf keinen Fall* anzufassen ist. Dies ist dann freilich unsere letzte und mindeste Erzählerhoffnung.

Es kommt – so meinen wir – darauf an, aus Lachen *und* Weinen einen bekömmlichen Trank zu brauen, der „stärkt und auferbaut“. Mit der sonst sehr empfehlenswerten Parole „Entweder – oder“ ist im Gebiet unserer Frage wenig auszurichten. Hier heißt es „Sowohl, als auch“, und ganz unangebracht ist die Furcht, es könne auf die Weise ein laues und labberiges Getränk entstehen. Ginge der Trank des Lebens uns in nie angefochtener Süße über die Lippen, so würden wir seiner mit der Zeit überdrüssig und ließen uns wohl gar hinreißen, den Spender zu

schmähen. Darum muss dem Trunk so viel Tränensalz zugemischt werden, dass er uns immer begehrenswert bleibt. Es ließe sich nun freilich, vielleicht mit einem kleinen bitteren Lachen, auch sagen, der vorherrschende Salzgeschmack werde hier und da durch einen Tropfen Süße notdürftig gemildert. Doch wollen wir uns in diesen Gedanken nicht vertiefen. Nein! Denn obwohl wir auch nicht erst seit gestern auf dieser Welt sind und mancherlei erlebt und mit angesehen haben, wollen wir nicht schwankend werden im Glauben an die vorwaltenden Süße des Lebens. Und wir wollen es dem danken, der es uns spendet. Süße und Salz sind im richtigen Mischungsverhältnis gleich notwendig. Beide bauen auf. Möge es uns vergönnt sein, auch für unsere Geschichte das richtige Mischungsverhältnis zu finden! Wir wissen aber, dass von vielen Seiten her in geheimnisvollen Kanälen auch zerstörerische *Bitterkeit* dem Brunnen des Lebens zusickert. Es ist unsere Aufgabe, solche Bitternis abzufangen und unschädlich zu machen – im Leben und in den Bildern dieses Lebens.

Dass wir dem Leben offen stehen! Dass wir uns keiner seiner Forderungen verschließen! Die menschliche Seele soll kein Altweiberstübchen sein, das seine Fenster immer nur auf Augenblicke und immer nur in einem Spalt öffnet, weil im Sommer Straßenstaub und Fliegen, im Winter dagegen Kälte oder höchstgefährliche Zugluft eindringen könnten. Bei solchem Verhalten wird das Seeleninnere schimmelig und muffig.

Da wir in Hinsicht der Objektivität doch völlig „versungen und vertan“ haben, so reden wir noch ein wenig weiter von einem Gegenstand, der uns sehr am Herzen liegt. Menschen der guten *Hingabe* sind zugleich auch die beispielhaft *Hinnehmenden*. Sie empfangen in buntem Gemenge Freude und Leid. Hans Vollert findet an seinem Engländer darum so großes Gefallen, weil dieser wie ein guter Schüler des Schöpfergottes unbekümmert das Tragische nicht mit dem Lustigen nur, sondern sogar noch mit dem Nürrischen mischt. Die Hingabeunfähigen, die Zurückhaltenden, die Kniesigen aber bemühen sich ständig, zwi-

schen entschiedener Freude und entschiedenem Leid eine Mitte zu finden, die sie für bekömmlich halten. Sie möchten sich nach dem Vorbild des Hans Wurst eines Fiebers rühmen können, das gerade zum Pass ist: nämlich nicht zu heiß und nicht zu kalt. An ihnen nimmt aber das Leben seine Rache. Es verwandelt ihnen nämlich das Gemenge aus Freude und Leid in die unerfreulich graue chemische Verbindung des Tragikomischen. Tragikomik kann nun wohl in Büchern zuweilen als gelungen gelten. In der Wirklichkeit des Lebens aber ist sie immer etwas Verfehltes.

Trina Dührsen steht da zwischen den beiden – Männern Hinneri und Siewert. Wir haben hier einen Augenblick gezaudert, weil uns die trompetende Geschlechtsbezeichnung vor diesen beiden Namen doch nicht ganz am Platze zu sein schien. Trina ist, wie wir gesehen haben, nicht zur richtigen Frau gediehen, und man könnte auf den tiefsinnigen Gedanken kommen, dass sie eben dadurch die Männer ihrer Umgebung daran hindert, *richtige* Männer zu werden. Es reicht bei ihnen weder für die Märtyrerkrone des tragischen Helden, noch für die Narrenkappe aus, und so müssen wir sie denn in der tragikomischen Nachtmütze ihren Weg ziehen lassen. Trotz allem schwebt Trina doch fern und lockend das Wunschbild eines Lebens aus der Fülle vor. Es zeigt sich aber, dass ein solches immer nur aus dem Herzen und niemals aus dem Geldbeutel geführt werden kann.

Und nun, geneigter Leser, der du schon hier im Anfang in der Versuchung stehst, ein ungeneigter zu werden, glätte deine Stirn und mache mir Mut mit einem ermunternden Lächeln! Unsere Erzählung soll nun wirklich beginnen. Und wenn du noch etwas wie keimenden Groll spürst, so bedenke: Wir sind hier unter verantwortungsbewussten Deutschen, unter ernsthaften Leuten also, die nicht leichtfertig in ein Unternehmen hineinspringen. *Eine* Moral mit verschiedenen Gewändern haben wir unserer Geschichte schon gesichert. Aber mit so einem einprägsamen Kernspruch ist beileibe noch nicht alles geleistet. Wir bedürfen als Deutsche der obbenannten Art unbedingt der weitergehenden

denkerischen Begründung unseres Tuns. So flehe ich dich um dein nachsichtiges Wohlwollen an, lieber Leser, und ich bitte dich herzlich: Wenn du mit diesem Getühne nichts anzufangen weißt, so lass es wenigstens als philosophische Einleitung gelten!

Zweites Kapitel

Wenn man Baasdorf von Süden her betritt, trifft man da zunächst in der Gegen der Aubrücke auf ein paar geduckte Handwerkerhäuser und klöterige Katenstellen, die dem Fremden, dem nun der gelinde großsprecherische Name des Dorfes einfällt, ein geringschätziges und spöttisches Lächeln ins Gesicht treiben. Die Dorfstraße steigt aus dem Aotal gemächlich empor, und erst nach etwa 200 Metern zeigt sich dann linker Hand der Besitz der Familie Dührsen, der einigermaßen als wirkliches Bauerngewese gelten kann. Die Arbeit lässt sich da mit zwei Ackergäulen ohne Not bewerkstelligen, und das dritte Pferd, das hier gehalten wird, ist eigentlich eine etwas kostspielige Prahlerei. Diesem Anwesen gegenüber liegt der Besitz der Grotmaack, und das ist nun schon eine sehr respektable halbe Hufe. Gehen wir aber noch einige Schritte weiter, so kommen wir an den Kreuzweg, wo zur Einfahrt auf vier stattliche Hofstellen die Tore weit aufgetan sind. Unter den vier Höfen sind drei volle Hufen. Hier fühlen wir den kräftigen Herzschlag unseres Dorfes. Hier erstirbt im Gesicht des Fremden das spöttische Lächeln; hier wird ihm überwältigend klar, dass unter den Dörfern der ganzen Gegend dieses unbestreitbar der „Baas“ ist. Auf unserm Weg dem Norden zu treffen wir zwar noch auf manche gewichtige Bauernstelle; aber der Glanz des Kreuzweges kann nicht mehr überboten werden. Und am Nordrand liegen dann wieder die duckigen Katenstellen.

Und Weihnachten 1863, da wieder einmal, wie schon so oft in früheren Zeiten, fremdes Kriegsvolk – diesmal österreichisches – in Holstein umherzog, führte Peter Dührsen aus Baasdorf die junge Anna Möller aus Hainborstel als Frau in sein Haus. Hier musste schon die Liebe ein Machtwort gesprochen haben; denn anders ließ sich nicht erklären, dass der reichen und verwöhnten Hainborstlerin die Dührsen-Stelle nicht zu geringe dünkte. Den Eheleuten wurde 1864 der Erbe Hinrich geboren. 1867 und 1870 stellten sich zwei weitere Kinder ein: Jürgen und Katharina, kurz Trina genannt. Dann war es mit dem Kinderse-

gen zwar zu Ende; aber in allem anderen durften sich die Leute von Dührsens Hof wohl bedacht fühlen. Der Bauer arbeitete fleißig und erfolgreich, und außerdem wirkten ja auch die schönen Taler des Schwiegervaters Möller so, dass Peter es – wie man hier zu sagen pflegt – „mächtig blasen“ konnte.

Mit dem alten Grotmaack, dem Vater Jehanns, unterhielt der Bauer eine enge nachbarliche Freundschaft. Als Bismarck uns damals – eigentlich toll! – so einfach über den Schnabel nahm, trauerten die beiden Freunde dem Herzog Friedrich nicht weiter nach. Vom Waffenruhm des Siebziger Krieges maßen sie sich schon als gute Preußen reichlichen Anteil zu, und als in den folgenden Jahren aufblühender Handel und Wandel auch den Bauern zugutekam, da wurden die beiden sogar ein bisschen übermütig.

Grotmaack rückte mit dem Plan heraus, sein altes Gewese gründlich umzubauen. Es war – wie die anderen Bauernhäuser unseres Dorfes auch – ein Rauchhaus mit offenem Herdfeuer am Ende der großen Diele, deren versottete Deckenquerbalken die schwere Fracht der Schinken, Speckseiten und Würste trugen. Der alte Grotmaack meinte aber spaßend, Bismarck werde bei einem etwaigen Besuch in Baasdorf die rauchverschwärzten Bauernhäuser, als dem Glanze seines Kaiserreiches nicht entsprechend, „minnchtig“ ansehen. So gab es einen großen Umbau, bei dem Schornstein, Küche mit eisernem Herd, Rauchkammer, Vordiele, Treppenstube, Frontispiz mit Säulen und andern Herrlichkeiten entstanden. Dem erneuerten Strohdach wurden zuletzt gar noch Blitzableiter aufgesetzt. Es ist mit den Grootmacks so bestellt, dass sie ihren Namen ohne Rücksicht auf das Gerede gern durch Taten rechtfertigen. Sie machen sich nicht selten größer als sie sind und treten ohne Scheu mit dem benachbarten Kreuzweg in Wettbewerb.

Dem guten Beispiel folgte im nächsten Jahr Peter Dührsen. In Anbetracht des geringeren Wertes seiner Stelle wurde der prunkvolle Umbau als eine Tat des Größenwahns gebrandmarkt.

Peter prahlte gern, und so gröhnte er nun herausfordernd über den Kreuzweg: „Das eine kleine bisschen Frau habe ich man bloß. Das soll denn aber auch ein feines Haus haben.“ Dem Blitz dieser Worte folgte ein donnerähnliches Gelächter. Dies war so die Art, in der der Bauer eine ganz große und zarte Liebe kundgab.

So gewann denn Dührsens Haus bald eine Stattlichkeit, die zwar dem vorhandenen Landbesitz in keiner Weise entsprach, die aber im Hinblick auf die vor einem Jahrzehnt eingeheimsten Hainborsteler Taler das Schicksal auch nicht gerade herausforderte. An der Straßenseite wurde das Fachwerk durch eine leuchtend rote Brandmauer ersetzt. Wo früher eine kümmerliche Blangtür sich geöffnet hatte, entstand ein Frontispiz mit Säulen, und darüber lag – wer hat außer Grotmaack Derartiges aufzuweisen? – die Giebelstube. Peter pflanzte an der Straße eine neue Weißdornhecke, deren Schur er in den folgenden Jahren um der Schönheit willen niemals dem Knecht anvertraute. An den Seiten der Pforte aber, die den Steig zur Eingangshalle freigab, setzte er Rosensträucher, deren Schößlinge er schon nach wenigen Jahren über der Pforte zu einem Triumphbogen verflechten konnte. Unter dem Gehänge blühender Rosen stand Frau Anna oft in Sommertagen, wenn sie über die Straße hinweg mit ihrer Nachbarin Frauke Grotmaack lachende Zwiesprache hielt.

Solcher Glanz ließ den „Kreuzweg“ – unter dieser Bezeichnung fassen wir herkömmlicherweise die vier größten Bauernstellen zusammen – der Glanz ließ den Kreuzweg nicht ruhen. Er besann sich auf seine Repräsentationspflichten. Die Bauern mussten mit dem Schimpf rechnen, in ihrer Vermögenslage von nicht Eingesessenen falsch beurteilt zu werden. Da ließen auch sie umbauen, und damals hat Baasdorfs Kern das Aussehen bekommen, durch das es unter den Dörfern der Gegend recht eigentlich erst zum „Baas“ geworden ist.

Im Dürsen-Haus reichte „das eine kleine bisschen Frau“ vollkommen aus, alle Räume mit Wärme und Heimeligkeit zu durchströmen. Peter war ein glücklicher Mann. Dann aber kam

im Jahre 1880 die entsetzliche Wende. Frau Anna wurde krank, und ehe ihr Mann recht durchdacht hatte, was da aus den Schlünden des Schicksals heraufkriechen wollte, war das Fürchterliche schon geschehen. Als der Sarg auf der großen Diele stand, deren sonst friedlicher Dämmer durch die beiden flackernden Kerzen auf dem Sargdeckel aufgescheucht wurde, als zehn Schulkinder, fünf Knaben links, fünf Mädchen rechts, zu Seiten des Totenschreins ihr „Jesus, meine Zuversicht“ sangen, da zeigte Peter Dührsens Gesicht eine so versteinerte Verzweiflung, dass der Trauergemeinde bange werden musste. Die zehnjährige Trina sah in der Stunde des Abschieds von der Mutter unablässig zu ihrem Vater auf, und viele Leute – Frauensleute natürlich! – wollen behaupten, dass sie damals zum letzten Mal geweint hat.

1880 starb auch der alte Grotmaack. Peter Dürsen fand, dass Jehann, der neue Bauer, sein junges Glück mit der tränenseligen Lise gar zu laut und prahlerisch unter den Fenstern des Trauerhauses ausbreitete. Der nachbarliche Verkehr ging mehr und mehr zurück, und Peter Dürsen richtete sich immer eigensinniger und abweisender in seiner selbstverschuldeten Verlassenheit ein. Es kam ihm nicht in den Sinn, nach einer zweiten Frau Ausschau zu halten.

Die drei Kinder arteten mit hageren Körpern und mit der knochigen Gestrecktheit ihrer Gesichter äußerlich ganz in das Dürsen-Geschlecht hinein. In den beiden Söhnen schien aber doch die weichere, schmiegsamere und sonnigere Sinnesart der Mutter wirksam zu sein. Nur durfte die sich nicht recht herauswagen; denn des Vaters Hand lag schwer und hart auf den Söhnen. Peter Dürsen erachtete es in seiner Verbitterung als Pflicht, seinen Kindern eine freudlose Jugend zu bereiten, um sie auf die Art unempfindlich zu machen gegen die Schläge, die ihnen später unausbleiblich das Schicksal hinterrücks versetzen wird.

Von dem Glück mit Anna Möller aus Hainborstel waren nur die schönen, blanken Taler ihrer Mitgift geblieben, und an dieses klägliche Überbleibsel hatte der Bauer nun von seinem Herzen

das hängt, was ihm die Liebe zur Tochter Trina noch übrig ließ. Dies Gefühl für Trina war aber so sonderbarer Art, dass es in seinen Äußerungen als Liebe kaum noch erkennbar blieb. Abends und am Sonntagnachmittag, wenn die heranwachsenden Jungens aus Angst vor dem Missfallen des Vaters nicht ins Dorf zu gehen wagten, und sich meist verschüchtert in der Knechtskammer herumdrückten, saß Peter Dührsen mit seiner Tochter vor dem aufgeklappten Seeländer und sprach mit ihr vom Geld. Aufgeschlagene Sparbücher lagen vor ihnen auf der polierten Platte, und sie hatten beim Blättern von Seite zu Seite eine immer mächtiger schwellende Freude an wachsenden Zahlen. „Sinsen und Sinessinsen!“ Für so liebliche Worte war dem Bauern offenbar das „Z“ zu hart, und darum sprach er sie mit einem schwärmerisch gesäuselten „S“. Und dann wurden die Preußischen Taler besehen und befühlt, von denen Peter im großen Glasperlenbeutel immer hundert sich sammeln ließ, ehe er sie ins Kirchdorf auf die Sparkasse trug. Wenn ihm vom Viehhändler oder in der eben erbauten Meierei Goldstücke auf den Tisch gezählt wurden, so wechselte er sie, oft mühsam und unter Aufgebot seiner gesammelten Schläue, immer bald in Taler ein. Goldstücke erschienen ihm als gar zu nixig, waren zu klein und wogen auf der Hand nicht schwer genug. In solchen Stunden genoss Trina einprägsamen Unterricht in einer Weltanschauung, die, kurz gesagt, die Weltanschauung des Talers war.

Die Zwölfjährige wusste schon ganz genau die Summe, die ihr bei der Erdteilung einmal ausgezahlt werden musste, und die Zwölfjährige schon beschwor den Vater, bei ihrer dereinstigen Heirat größte Vorsicht walten zu lassen. So ein „fremder Mensch“, wie er sich ausdrückte, sei vielleicht behaftet mit der weitverbreiteten Neigung zum Verschwenden. In jäh auffahrender Angst breitete er zuweilen seine Hände über die auf der Seeländerplatte sauber aufgeschichteten Talerstapel. „Lass nicht irgendeinen Lüderjahn meine schönen Taler auseinanderkratzen“, uten-een-kleihn, wie es in seinem Plattdeutsch lautete. Und Trina

war doch ein Kind und hatte eine weiche, prägsame Seele, in die Erlebnisse dieser Art sich mit großer Gewalt eindrückten.

Peter Dührsen beargwöhnte seine Söhne. Wenn doch einmal die gehemmte Jugendlust laut aus ihnen hervorbrach, oder wenn sie auch nur Beweise eines stillen und doch gewiss unschädlichen Humors lieferten, so vermutete ihr Vater dahinter eine bedenkliche Neigung zum „Uten-een-kleihn“. Hinrich, der Erbe, war an die Bauernstelle gebunden; aber Jürgen, der jüngere Bruder, ging mit 18 Jahren freiwillig unter die Soldaten, und als er sich zu einer zwölfjährigen Dienstzeit verpflichtete, erhob der Vater keinen Einspruch.

So ging das Leben im Hause Dührsen seinen freudlosen Gang, bis im Jahr 1899 Peter seine letzte Erdenfahrt antrat. Er hatte sich von der stetig wachsenden, abgründigen Torheit des Menschentreibens so tief überzeugt, dass er keine Lust mehr hatte, es sich auch noch im neuen Jahrhundert anzusehen. Hinrich war beim Tode des Vaters seine vollgemessenen 34 Jahre alt. Da ihm aber der Alte bislang den Raum zur freien Entfaltung seiner Fähigkeiten vorenthalten hatte, so misstraute er seinem Können. Ganz besonders unsicher fühlte er sich im Viehhandel, und wenn er mit dem wortgewandten und abgefeimten Händler Eggers zu tun hatte, so überkam ihn ein Zittern, weil er sich in seiner Hilflosigkeit von dem Vater beobachtet wähnte.

Trina aber, seit langem schon „dröge Trina“ zubenamt, hielt nun schon fast anderthalb Jahrzehnte das Ministerium des inneren Hauswesens in festen Händen, und im Bedarfsfalle griff sie auch auf das Gebiet des Äußeren über. Wenn Baasdorfer in den ersten Jahren nach Peters Tode auf Jahrmärkten oder sonntags im Kirchdorf von Leuten aus umliegenden Dörfern gefragt wurden: „Was machen Trina und Hinneri denn?“ so hieß es: „Ach, sie bauern da nun erstmal so los.“

Die Frage der Außendörfler müssen wir uns noch einmal genauer ansehen. Schon die Reihenfolge, in der die Namen der Geschwister auftreten, zeigt an, dass Trina in der ganzen Gegend als

diejenige erkannt ist, die die Hosen anhat. Außerdem: warum sagen die Leute denn Hinneri? Es kommt ihnen doch nicht in den Sinn, dem jungen Thun vom Kreuzweg den gleichen Vornamen in der gleichen Art zu entstellen. Ja, Hinrich Thun ist ein wendiger, anstelliger Bursche, der eine Sache mit Kraft und Geschick anzugehen weiß. Ihn nennen die Leute „Hinnerk“, weil der kräftig herausgestoßene K-Laut ihnen anzudeuten scheint, dass bei diesem jungen Mann alles Kopf und Steert hat, und wie wir den Jambus J e h a n n für den Träger dieses Namens erfreulich und bezeichnend fanden, so gibt uns der Daktylus Hinneri allerlei Bedenken ein. Hinneri – das hat kein rechtes Ende; das kleckert hinten so hin.

Wenn die Außendörfler jetzt ihre Frage nach Trina und Hinneri stellen, so lautet die Antwort: „Ach, sie bauern da immer so weiter“, und dabei gibt der Tonfall zu verstehen, dass auch die Zukunft daran schwerlich etwas ändern wird.

Die dröge Trina hält in den spärlichen freien Stunden der Sonntagnachmittage vor dem Altar des geöffneten Seeländers Erbauungsstunden ab, die im Zeichen der Weltanschauung des Talers stehen. Aber die frische Begeisterungsfähigkeit der Jugend ist nicht mehr, und die freudigen Aufschwünge früherer Jahre werden seltener. Sie findet nun, dass die Zahlen in den Sparbüchern nicht mit der für das Glück nötigen Schnelligkeit wachsen. Da hat der Teufel die Hand im Spiel.

Es ist vielleicht schon hier an der Zeit, über die Weltanschauung des Talers Näheres beizubringen, wenn sie gleich im weiteren Verlauf der Geschichte immer noch wieder zusätzliche Erläuterungen notwendig machen wird. Diese Weltanschauung ist bei der drögen Trina von einer beängstigenden Enge, entschädigt aber für den Mangel durch eine eherne Geschlossenheit. Der liebe Gott sitzt als ein ins Universale gedehnter Peter Dührsen im Himmel, sieht seinen Menschen in Hinsicht der Sparsamkeit und Arbeitsamkeit scharf auf die Finger und führt über ihre Vermögensverhältnisse peinlich genau Buch. Er ist auch derjenige, der

die Preise für Erzeugnisse der Landwirtschaft festsetzt, und wenn Trina – wie im vorigen Jahr – für den braunen Wallach 1000 Mark auf den Tisch gelegt werden, so erstrahlt ihr das von Branntwein und Zoten verwüstete Gesicht des Händlers Eggers in Erzenschöne. In diesem Falle macht sie, die sonst doch nur mit Talern zu tun hat, eine Ausnahme zugunsten der Markrechnung. Denn abgesehen davon, dass die Division durch drei sich hier nicht ohne lästigen Bruch bewerkstelligen lässt, hat das Wort „tausend“ einen so wunderbaren Klang. Dabei wird einem warm und andächtig ums Herz.

Es lässt sich ja aber leider ein christlicher Haushalt nicht ausschließlich aus den eigenen Erzeugnissen erhalten. Er bedarf – Gott sei es geklagt! – auch der Hökerwaren. Höker Behnke in Baasdorf und die Kaufleute in der Stadt, das sind die Diener des Teufels. Denn er, der Teufel, setzt die Preise für Hökerwaren fest und treibt sie als Widersacher Gottes ständig noch weiter in die Höhe. Darin besteht seine Hauptbeschäftigung. Daneben stiftet er noch manch anderes Unheil. Er sorgt z.B. dafür, dass die Bräute am Hochzeitstage ihr Kränzchen nur noch ganz selten mit gutem Gewissen tragen können, und dass der Sache nach immer häufiger das stattfinden muss, was die strengeren Pastoren früherer Zeiten als eine Trauung „in Haaren“ im Kirchenbuch verzeichneten. Oder sollen wir noch zur weiteren Veranschaulichung des teuflischen Wirkens auf das Treiben der Mannsleute hinweisen? Sind sie nicht allesamt mit Schmöken, Grogtrinken, Kartenspielen usw. dem „Uten-een-kleihn“ sträflich zugewandt? Hans Vollert, der hartgesottene Sünder, soll erst gestern abend wieder fürchterlich duhn gewesen sein.

Trina wies also den Gedanken ans Heiraten weit von sich. „Was soll ich mich mit einem fremden Menschen bemengen?“ fragte sie sich im Vollbewusstsein ihrer Charakterfestigkeit. Wenn der Pastor in der Kirche das „Führe mich nicht in Versuchung!“ sprach, so sagte Trina dazwischen in Gedanken zu ihrem Taler-Gott: „Bei mir würdest du auch nichts ausrichten.“

Hinneri, ja, der gute Hinneri sehnte sich wohl oft nach einem bisschen Behagen und wusste auch seine verstohlenen Träumereien von häuslicher Gemütlichkeit hin und wieder im Laufe der Jahre mit einer Frauensperson in Zusammenhang zu bringen. Aber der Ausgang eines Heiratsunternehmens war doch in jedem Fall zweifelhaft. Ging es gut aus, so konnte es wiederum im Hinblick auf Trina nicht gut ausgehen; denn die konnte sich niemals mit dem zweiten Platz im Haushalt begnügen und würde also Unfrieden stiften müssen. Ging es schlecht aus, so musste alles gleich doppelt übel werden. Zwei verbündeten Weibern standzuhalten, das ging Hinneri über die Kraft, und so verharrte er in seinem Junggesellentum eigentlich aus Angst vor Trina.

Unser Leichtfuß von Schuster, Klaus Lünning, „Wippsteert“ genannt, setzt jedes Jahr ein Kind in die Welt, obwohl er nicht recht weiß, wie er sie alle großziehen soll. Ihm ist das tümpelstille Leben im Hause Dührsen ein Ärgernis. Er hat für Trina und Hinneri die Bezeichnung „Weltverstopfer“ in Umlauf gebracht und damit großen Erfolg gehabt. Er ist wohl der Meinung, das Leben müsse in eiligem Hinplätschern dem Teil unserer Au vergleichbar sein, der noch die Munterkeit der östlich vom Dorf gelegenen Hügel in sich spürt.

Während bei den Dührsens die Stille sich breit macht, herrscht drüben bei den Grotmaack-Leuten das quicke Leben. Jehann denkt schon daran, die Verlehntskate in Ordnung bringen zu lassen; denn sein Ältester ist jetzt bald 28 Jahre alt. Von den vier Mädchen, die dann folgen, sind drei bereits gut verheiratet, und wenn man von dem Nesthäkchen, der neunjährigen Else, absieht, sind auch die übrigen Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, in dem Alter, da in Hinsicht ihrer Verfreierung eine vorsorgende Mutter allerlei Pläne spinnt. Es versteht sich von selbst, dass bei solchem Planen immer auch ein wenig gesibbelt werden muss. Lise ringt dabei mit schweren Fragen. Soll man den Kindern in dieser wichtigsten Entscheidung des Lebens uneingeschränkt den Willen lassen, oder muss die größere Reife und Ein-

sicht der Eltern bestimmend Einfluss nehmen? Und wenn man sich für dies Letztere entschließt, wo ist dann die Grenze zwischen fördernder und selbstloser Lenkung und zerstörerischer Gewaltsamkeit? Als abschreckendes Beispiel steht Lise dabei Wiebke Thun vor Augen, deren Kinder alle nach dem unbeug-samen Willen der Alten heiraten mussten und dabei – das weiß Gott! – nicht immer gut fuhren.

An manchen Sonntagen rollten aus umliegenden Dörfern die festlichen Federwagen auf die Hofstatt der Grotmaack. Am Vorabend spornte Lise die Hoffeger und Gartenharker zu besonderer Sorgfalt mit den hier üblichen Worten: „Morgen gibt es Fremde.“ Diese Fremden waren aber die Nächsten, nämlich die eigenen Kinder und Kindeskinde. Ach, die Kleinen sind ja soo drollig und gutartig. Und da geben einem die Leute Nökelnamen, wenn man nun das Nächstliegende tut und ein bisschen weint!

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite aber ist die Verödung des Weltverstopfertums. Ja, die Dorfstraße, die vor Jahren an dieser Stelle den lebhaften Verkehr befreundeter Häuser sah, trennt nun zwei Welten. Sehen wir uns diese Straße etwas genauer an!

Sie macht dem Namen unseres Dorfes wenig Ehre, und eigentlich ist sie nur ein ganz gewöhnlicher Sandweg. Streng genommen dürfen wir erst vom Kreuzweg ab von einer Straße reden, und auch deren Pflaster ist holprig genug. Aber es wird nun vielleicht in absehbarer Zeit im unteren Dorf alles anders werden; denn der Bau der Kreisbahn, über den an die zwanzig Jahre bald lauter, bald leiser geglöst und gegökelt worden ist, scheint endlich Wirklichkeit zu werden. Der Bahnhof soll in den Auwiesen stehen, und dann wird es zur Hebung des Verkehrs unvermeidlich sein, dem ganzen unteren Dorf bis an den Kreuzweg eine wirkliche Straße zu geben. Vorläufig aber haben wir noch den Sandweg, und alles andere lebt nach Trinas Meinung nur in der wilden Phantasie der „Auseinanderkratzer“.

Im Oktober fällt in der Regel das rege Wagen-Hin und Her der Mistfahrzeit mit den starken Regenfällen des beginnenden Herbstes zusammen. Dann geht den Wagenrädern der Schlubber bald bis zur halben Speiche. Die Mistfahrer bieten mit ihren Langschäftigen dem Unwesen Trotz; wir anderen aber waten uns, auch wenn wir uns bis zur Grenze des Möglichen an einen der seitlichen Zäune drängen, unvermeidlich die Pantoffel voll Dreck. Dabei wird bezeichnenderweise von jeher die – vom unteren Dorf her gerechnet – linke Seite bevorzugt. Es scheint, als ob die Vorübergehenden unbewusst die Dührsen-Seite meiden und sich lieber in den schützenden Dunstkreis des Grotmaackschen Hauses begeben. Vor ein paar Jahren ist die Dorfschaft dem Schlubber-Elend dadurch zu Leibe gegangen, dass sie an der Grotmaack-Seite einen Steig aufschaufln ließ, der sich mit seinen 50 Zentimetern Höhe der Zerstörung durch die Wagenräder entzieht. Dadurch ist nun den paar letzten unschlüssigen Fußgängern ihr Weg endgültig vorgezeichnet.

Zur Verschönerung hat dann Jehann ein Übriges getan. Er ließ den Wall mit den olmigen Eichenstubben niederlegen und an dessen Stelle eine Einfriedigung aus Pfählen und Eisendrahtgeflecht aufführen. Die Einfriedigung schließt oben nicht etwa mit ungastlich abweisenden oder gar feindselig drohenden Spitzen und Zacken ab. Es laufen da sorgfältig behobelte Latten von einem Pfahl zum anderen.

Auch im Sommer gewöhnen die Leute sich nicht an die Dührsen-Seite um. Warum sollten sie sich denn auch ohne Not in den knöcheltiefen Staub hinauswagen? Das Drahtgeflecht gibt den Blick auf die Blumenpracht des Grotmaackschen Gartens frei. Lise wird ja allmählich älter, und sie pusselt nun mit Vorliebe im Garten herum. Jede der vorübergehenden Frauen hat mit ihr einen ausgedehnten und freundlichen Schnack. Die Abschlussquerlatte der Einfriedigung lädt zu behaglichem Aufstützen der Ellbogen ein, der Pflaumenbaum gibt Schatten, und alles

ist so gemütlich, dass man sich nur schwer zum Weitergehen entschließt.

Wie abweisend sieht es dagegen auf der anderen Seite aus! Der alte Peter Dührsen hat nach seinem großen Unglück die einst so schön gebändigte Dornenhecke zuchtlos wuchern lassen. Und warum hat sich gerade hier das untere Geäst mit einer hässlichen grauen Flechte überzogen, die man sonst nirgends im Dorf sieht? Den Rosenstöcken an der Pforte hat ein harter Winter den Garaus gemacht. Sie sind nicht erneuert worden. Die Pforte ist seit langem zugenanagelt und nun schon fast ganz von Dornen überwachsen. Wer unbedingt ins Haus will, der kann ja auch den Weg über die große Diele nehmen. Hinter der hohen Hecke in der Verborgenheit arbeitet Trina sommers in ihrem Garten. Der Vorübergehende hört die Geräusche des Spatens oder Steigkratzers; aber er wagt keinen grüßenden Zuruf, weil ihm mürrisch gedankt wird, und weil nachgerade jeder weiß, dass Trina als nicht vorhanden gelten will. Du lieber Gott! Wohin käme sie wohl, wenn sie sich von allen Straßenläufern im Schnack aufhalten lassen wollte! Und sie giftet sich über Sibbel-Lischen, diese unleidliche Faulenzerin und Schludertasche.

Hans Vollert, der boshafte Spaßmacher, nennt schon seit Jahren Trina gelegentlich auch Dornröschen. Jungen Burschen gibt er zuweilen den Rat, sich ein Buschmesser zu greifen, es von Friedrich-Schmied noch einmal gut schleifen zu lassen und sich dann einen Weg durch die Dornenhecke zu hauen. Die dröge Trina liegt unterm Birnbaum und schläft. „Du schleichst dich heran und drückst ihr so einen richtig saftigen Süßen auf. Junge, wär' das kein Plan?“ Dies gibt dann ein mächtiges Gelächter; denn jeder weiß, dass die Zeit des Freiens für Trina unwiederbringlich dahin ist.

Nein, sie gibt sich nicht weg, weder an ein Mannsbild, noch an das Leben überhaupt. Man kennt genug Menschen, die jedem Angebot gleich Gehör leihen und sich billig losschlagen; aber von der Art ist Trina nicht. Was wunder, wenn Hans Vollert von

solchen Erwägungen her zu billigen Witzeleien über ihren Familiennamen den Weg findet. „Dühr“ bedeutet ja teuer, und so meint der Spötter, Trina komme in ihrer hageren Unzugänglichkeit immer daher wie die „teure Zeit“. Auch wendet er die Steigerungsformen des Eigenschaftswortes „teuer“ auf die drei Geschwister derart an, dass Hinneri dühr, Jörn dührer, Trina aber „am dührsen“ ist und also das auffälligste Familienmerkmal im Superlativ ausdrückt. –

Der Sommer geht hin, und schon bespülen die Schlammfluten wieder den sicheren Damm der Fußgänger. Anfang November erst werden die Früchte des Birnbaums reif, der aus Dührsens Garten sein Geäst über den Weg reckt. Trina weiß für diese Birnen einen wohlklingenden Namen. Im Dorf aber werden sie allgemein „Gurgelschnürer“ genannt, und sie schmecken auch wirklich ganz abscheulich. Doch sehen sie gut aus, das muss man sagen. In den ersten Novembertagen liegen immer einzelne der goldgelben, rotbäckigen Früchte im Schlubber des Weges. Vom Fenster ihrer Wohnstube her beobachtet Trina mittags und nachmittags das Verhalten der heimkehrenden Schulkinder. Diese wissen sehr gut, dass da Gurgelschnürer liegen, und doch ist die trügerische Schönheit eine immer neue Verlockung. Die Kinder suchen sich einen Stock, wagen sich in den Schlamm hinaus, so weit es irgend gehen will, beugen sich vor und angeln nach den Birnen. Dabei treten sie dann unvermeidlicherweise aus den Pantoffeln. Nasse und schmutzige Strümpfe sind für das Kind eine Gefahr und für die Mutter ein Ärgernis.

Lise Grotmaack versucht, dem Unwesen zu steuern. Sie tickt ans Fenster, sie tritt vor die Tür und sagt: „Ham! Ham! Müsst ja nicht! Die ollen Dinger schmecken nicht, und ihr watet euch bloß die Pantoffel über.“ Sie hat aber damit nie rechten Erfolg gehabt. Dann ist sie gar einige Male mit einem Korb an die Straße getreten und hat Äpfel und Birnen an die Kinder verteilt, und nun hat sie den Kampf aufgegeben. Ihr ist klar geworden, dass Kinder in ihrer Torheit gute Früchte, die ihnen aus reinlichem Korbe gebo-

ten werden, weniger achten als einen gleißnerischen Gurgelschnürer, den sie sich unter Gefahr und einer kitzelnden Angst vor dem plötzlich losbrechenden Geschelte der drögen Trina aus dem Schlamm geholt haben.

Wenn Trina die gute Lise mit unnachbarlichem Verhalten einmal gar zu sehr geärgert hat, dann kann sich diese in einen Zorn hineingrübeln, der eigentlich in ihrer Natur gar nicht angelegt ist. Dann kommt ihr Trina wie ein Gurgelschnürer vor. Wenn auch das Äußere der Nachbarin zur lockenden Farbenpracht der Frucht kaum Vergleichspunkte hergibt, so kann allenfalls der Glanz der Taler als Lockmittel gelten. Die guten Jungen Baasdorfs und seiner Umgebung haben sich aber nicht täuschen lassen, und Trina wird demnächst 39, so dass wohl kaum noch eine Gefahr besteht. Für Lise ist aber das Freien unbedingt das Hauptgeschäft des menschlichen Lebens. Ihre Phantasie ist im Ausmalen von Heiratsmöglichkeiten so geübt, dass sie auch für den ausgefallensten Topf noch einen Deckel findet. Die Wirklichkeit des Lebens aber – dies hat sie erfahren – übertrifft mit geradezu unsinnigen Kombinationen alles, was ein Mensch sich ausdenken kann.

Und die Mannsleute bleiben doch eigentlich immer große Kinder. Wer weiß? Vielleicht fällt doch noch einer auf den Gurgelschnürer herein. Bei dem Gedanken muss Lise ein bisschen sibbeln.

Drittes Kapitel

An einem Sonntag zwischen der Heu- und Getreideernte war wieder einmal, wie in jedem Jahr um diese stille Zeit, ein Kirchenbesuch der Geschwister Dührsen fällig. Wenn der gelbe Federwagen, bespannt mit zwei wohlgepflegten Pferden, über das Baasdorfer Holperpflaster rasselte, saß Trina hoch und stolz aufgereckt neben dem etwas duckigen Hinneri. Sie liebte die schönen Pferde, und das eigentlich überflüssige dritte Ross war in ihrer Haushaltung der einzige Luxus, der die glücklichen Zeiten des alten Peter überdauert hatte.

Trina hielt auf ein ansehnliches Fuhrwerk, weil man sich damit vor Gott und den Menschen über seinen Rang ausweist. Im Kirchdorf Bohmstedt standen am Sonntagmorgen auf den freien Plätzen bei den drei Krügen die Wagen aus den sieben Dörfern des Kirchspiels aufgereiht. Während Pastor Reimers predigte, ging der liebe Gott mit seinen Augen prüfend die Wagenreihen auf und ab, und da er ja bekanntlich allwissend ist, kennt er jedes einzelne der Gefährte. Kommt er an einen bestimmten Wagen, so bleibt er einen Augenblick stehen, nickt sehr befriedigt und sagt vor sich hin: „Sieh, Dührsen „seine“ aus Baasdorf tun mir auch mal wieder die Ehre an!“ So etwa stellte sich Trina die Sache vor, und es kam ihr nicht der Gedanke, dass der Herr in seiner Allmacht und Allwissenheit ja durch das Kirchendach sehen und feststellen kann, wer sich eingefunden hat. Für Trina galt aber als ausgemacht: Wer zu Fuß ins Kirchdorf kommt, der hat keinen Anspruch darauf, bemerkt zu werden.

Sie hatte an diesem Sonntagmorgen mit Hochgefühlen ihren Wagen erklettert, war aber bereits hinterm Knüll mit Hinneri um nichtiger Ursache willen so tief in einen Zank geraten, dass sie sich in der Kirche noch immer weiter giftete. Nun musste Pastor Reimers auch noch über einen sehr anzüglichen Text predigen: „Und wirst allda eingedenk, dass dein Bruder etwas wider dich habe...“. Diese Worte wiederholten sich aufreizend oft und eindringlich. Und mit dem Rat: „Sei willfertig deinem Widersacher

bald, derweil du noch bei ihm auf dem Wege bist“, wusste sie vollends gar nichts anzufangen. Da stand ihr nur der Sandweg zwischen Baasdorf und Bohmstedt vor Augen. Sie hielt die Worte zunächst für eine der nicht seltenen eigenmächtigen Tühnereien des Pastors. Als ihr aber die Zugehörigkeit zum biblischen Text nachträglich zwar, aber gerade noch rechtzeitig klar wurde, freute sie sich, noch eben an der sträflichen Lästerung vorbeigeschrammt zu sein. Da legte sie sich auf eigene Faust das Gotteswort so aus, dass der Bruder Hinneri, die Schwägerin Berta in der Stadt, Sibbel-Lischen, Hans Vollert und viele andere Widersacher hier feierlich ermahnt würden, um der göttlichen Ordnung willen doch ja Trina Dührsen in allem zu Willen zu sein. Bei dem Gedanken wurde sie ganz andächtig.

Gegen Schluss des Gottesdienstes aber fing es mit dem Ärger wieder neu an. Pastor Reimers gab in der Form eines langatmigen Gebetes Sterbefälle und Geburten bekannt und „schmiss“, wie man zu sagen pflegt, auch einige Brautpaare von der Kanzel. Und dann kam die Anstößigkeit. Er forderte nämlich die Gemeinde auf zur Fürbitte für zwei christliche Ehefrauen aus Baasdorf, die „heute dankbar Kirchgang halten“. Es war nicht recht, die Schusterfrau Lünning, die zu Fuß über die Katzheide laufen musste, mit Greta Stieper vom Kreuzweg mir nichts, dir nichts in den *einen* Topf des „Kirchgangs“ zu werfen. Greta Stieper hält in ihrer Chaise, der einzigen, die es in Baasdorf gibt, *Kirchfahrt*. Das sind schließlich Unterschiede, die nicht verwischt werden dürfen.

Auf der Heimfahrt hüllte sich Hinneri in ein verstocktes Schweigen. Er hatte sich also die Predigt von der Versöhnlichkeit gar nicht zu Herzen gehen lassen. Da nahm sich Trina vor, noch an diesem Nachmittag eine Sache zur Sprache zu bringen, die sie für dringlich hielt. Die Sparkassenguthaben wuchsen, zwar nicht mit der wünschenswerten Schnelligkeit, aber im ganzen doch stetig und unbeirrt. Nun will der Mensch denn auch gern festgelegt wissen, wer das alles später einmal erben soll, und ganz beson-

ders muss auch der Erbe früh erfahren, wem er von nun an lebenslängliche Dankbarkeit zu weihen hat.

Der Bruder Jürgen hatte nach Ableistung seiner zwölf Dienstjahre in der Stadt eine Anstellung bei der Post gefunden. Seine Frau Berta – nun, mit der musste sich Trina abfinden, obwohl das wahrlich keine leichte Aufgabe war. Berta ist die Tochter eines Hökers in einem Dorf vor der Stadt. Sie hat einiges Geld mitgebracht; aber was ist denn das schon für eine Art Geld? Hökergeld, ha! Höker sind bekanntlich Agenten des Argen. Was sie verhandeln, wird nach Pfund und Pfennig, „Pund und Penn“, berechnet, während die Diener Gottes es mit Zentnern und Talern zu tun haben. Darum ist auch so ein Hökerreichtum nicht hoch zu bewerten; denn er besteht nicht aus schönen Talern, sondern ist nur eine Anhäufung elender Pfennige. Trina hat an Worten wie Pund und Penn die besondere Eignung des P-Lautes für den Ausdruck der Geringschätzung entdeckt, und nennt darum ihre Schwägerin unter Zuhilfenahme einer entsprechenden Mimik „Plummdeern“. Es ist zwar schwer, die Verächtlichkeit gerade der Pflaume als Handelsartikel einzusehen. Es muss Trina dabei doch wohl nur auf den „minnachtigen“ P-Laut angekommen sein, wie sie denn auch den Schwiegervater ihres Bruders einen „Pennschieter“ nennt.

Aber einerlei. Bruder und Schwägerin haben einen Sohn, einziges Kind, Wilhelm, den kleinen Wilhelm. Bei dem Gedanken an den Jungen musste Trina doch lächeln, milde und beinahe mütterlich. Ja, es wird alles gut werden. Wilhelm wird einmal den gesamten Besitz der drei Geschwister Dührsen erben und wird glänzend beweisen, dass die Leute Unrecht tun, wenn sie so unbesonnen freien und Kinder in die Welt setzen. Eigentlich ist ja diese Erbfolge selbstverständlich. Aber es musste doch einmal ausdrücklich davon die Rede sein, damit auch der kleine Wilhelm – hier lächelte Trina wieder – von seinem Glück erfährt und sich rechtzeitig auf seinen zukünftigen Beruf vorbereiten kann. Wilhelm muss wissen, dass Trina-Tante sich einzig sei-

netwegen das zudringliche Mannsvolk so tapfer vom Leibe gehalten hat. Dann wird er einsehen, was ihm mit einer solchen Tante gegeben ist, und er wird sie lieben.

So grübelte Trina auf dem Weg über die Katzheide und am schattigen Rand des Wennhorner Geheges hin. Über diese Sache wollte sie noch heute mit Hinneri reden. Es wird Zeit. Der kleine Wilhelm ist immerhin elf Jahre alt und sollte eigentlich schon anspannen und aus dem Leitseil fahren können. Die großen Ferien, die in der Stadt eben begonnen haben, müsste der Junge von nun an immer in Baasdorf verbringen, damit er die Anfangsgründe seines künftigen Berufes noch wie spielend erlernen kann. Auch dieser Plan sollte Hinneri noch heute mitgeteilt werden.

Während die wägende Weltverstopferin den Bruder ins unabänderliche Junggesellentum bannte und dabei an ernstlichen Widerstand nicht dachte, spann Hinneri seine scheuen Träume um Stine Vollert, die jüngste Tochter seines Freundes Hans Vollert. Die neunundzwanzigjährige Deern, blond und stark sommersprossig, durfte man wohl nicht eigentlich hübsch nennen; aber sie war in Rede und Bewegung still und anmutig, und ihre Augen hatten ein gütiges Leuchten. Auf Jahrmärkten und dörflichen Tanzvergnügungen zählte sie nicht zu den Begehrten und fing darum allmählich an, sich von den Lustbarkeiten zurückzuziehen. Hinneri dachte, sie könne vielleicht aus dem Haufen lärmenden Jungvolks nun langsam und wie von selbst seiner Einsamkeit *zugeschoben* werden. Zum *Zugreifen* hatte er nicht den Mut.

Nachdem in der Küche der an Kirchfahrtstagen als Mittagsmahl übliche Eierpfannkuchen verspeist war, als Knecht und Magd sich mit feiertäglicher Lässigkeit erhoben hatten, beorderte Trina den Bruder durch ein gebieterisches Augenzwinkern in die Wohnstube, wo sie ihm ihre Pläne auseinandersetzte. Da begehrte Hinneri auf. Wo denn geschrieben stehe, dass er immer Jungkerl bleiben werde, he? – „Ach, du willst freien, du Töffel“, kreischte Trina. Ehe aber hinter den mit angreiferischem Hohn hervorgestoßenen Worten die bleiche Angst um ihre Herrscher-

stellung und den durch Teilung bedrohten Talerschatz schlotternd hervorkriechen konnte, musste sie erst in die Küche eilen, wo die dumme Magd eben einen Teller auf dem Zement zerschellen ließ. „Von deinen Deernsgeschichten will ich mehr wissen“, rief sie dem Bruder noch zu. Obwohl sie durch die in diesen Worten bebende sittliche Entrüstung den Sünder an seinen Ort gebannt zu haben glaubte und auch in Anbetracht wichtigerer Regierungsgeschäfte das Donnerwetter in der Küche eigentlich kurz abmachte, fand sie bei ihrer Rückkehr die Stube leer. Ein Blick auf das Pfeifenbrett zeigte, dass dort die sonntägliche Pfeife fehlte. Da wusste Trina den Unbotmäßigen auf dem Wege zu Hans Vollert, wo er unerhörterweise die meisten seiner Sonntagnachmittage verbrachte. Ja, der leibliche Bruder hielt Freundschaft mit einem verworfenen Menschen, der die Tugend mit übeln Späßen verfolgt. Der Zorn machte sie hellichtig, und mit einem Male erkannte sie die Gefahr, die ihr von Stine Vollert her drohte.

Sie schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn: dass sie dies nicht schon früher durchschaut hatte! Hans Vollert, der alte Schleicher, der Leichtfuß und Schuldenmacher, hatte ein Auge auf ihre Taler geworfen. Jedermann weiß, dass seine Haushaltung ein einziger großer Hungerkram ist. Um seine drei Deerns – hübsch sind *die* auch nicht! – ist darum nie großes Reißen gewesen. In Ermangelung blanker Mitgifttaler hatte Hans schon vor Jahren drei Angeln ausgelegt, an denen je eine Koppel als Köder befestigt war. Zwei kleine, klöterige Bauern, der eine vom Baasdorfer Heiderand, der andere aus den benachbarten Hütten, hatten denn auch in ihrem Landhunger damals bald angebissen. Wie sehr Hans Vollert durch solche Verkleinerung des Besitzes den Erben Eggert schädigt, das wird nicht bedacht. Und nun will der alte Gauner mit seiner Jüngsten Hinneri Dührsen beschummeln. Was ist denn schon gewonnen, wenn er eine seiner verkommenen, sandigen Koppeln als Preis zahlt? Trina ist entschieden gegen eine Vergrößerung ihres Landbesitzes. Mein Gott,

wenn sie darauf aus wäre, könnte sie schon eine ganze Hufe haben. Aber auf großen Stellen frisst sich der Ertrag in Dienstbotenlöhnen auf, und den Ärger mit dem liederlichen Volk hat man noch obendrein. Die Betriebskosten niedrig halten! Bei diesem Grundsatz mästen sich die Zahlen in den Sparbüchern.

Trina wusste, dass es bei solchen Aufregungen um den sonn-täglichen Mittagsschlaf geschehen war. So schlug sie den See-länder auf und holte den Perlenbeutel und die Sparkassenbücher hervor. Aber sie fand nicht die rechte Erbauung. Hinneri war nun 44 Jahre alt und hatte sich die Gedanken an Frauensleute noch immer nicht aus dem Kopf geschlagen. Stine Vollert war vier-zehn Jahre jünger, reichlich vierzehn Jahre. Aber wenn die Mannsleute es mit dem Freien zu tun kriegen, dann ist ja wohl alle Überlegung hin, und dann haben sie nicht einmal mehr Angst vor der Lächerlichkeit. Sie treiben es dann nicht besser als Tell, Jehann Grotmaacks Jagdhund, der – wenn die Zeit gekommen ist – Hökers kleine Dackeltiff umschnuppert. Trina schüttelte sich vor Ekel.

Es schien ihr in der Stube unerträglich heiß zu sein, und wirk-lich hatten sich bei den letzten Überlegungen auf ihren stark her-vortretenden Backenknochen scharf abgesetzte rote Flecke gebil-det. In ihrer Not stieß sie nach der Gartenseite hin ein Fenster auf. Dies Fensteraufreißen ging ihr eigentlich wider die Natur. Bei Sibbel-Lischen da drüben sind die Fenster nach der Straßen-seite hin sommers fast bei jedem Wetter offen, damit die alte Schludertasche mit jeder Vorübergehenden einen Schnack an-fangen kann. Trina war aber auch in dieser Sache für unbedingte Entschiedenheit. „Binnen is binnen, un buten is buten“, pflegte sie zu sagen. Sie war ganz und gar nicht für Grenzverwischungen und Mantschereien.

Heute musste eine Ausnahme zugelassen werden. Einen Au-genblick stand sie am offenen Fenster, und es schien, als wollte sich von dem Frieden des heißen, sommerlichen Feiertages ihr etwas mitteilen. Aber bald gab es neuen Ärger. Von den

Auwiesen klang Gesang herüber. Da lagen wohl wieder Italiener unter dem Erlengebüsch, um das Dorf mit ihrem Gegröhl zu ängstigen.

Das brachte Trina auf den Bahnbau, der seit dem Frühjahr mit seiner Unruhe ganz nahe an das Dorf herangekommen war. Die Kätner und Arbeiter im unteren Dorf hatten wegen eines einzigen armseligen Talers als Wochenentgelt – Trina sah sich nach ihren Stapeln um – italienische Arbeiter ins Quartier genommen, Kerle wie die Tatern, vor deren Mordgelüsten, wie man weiß, selbst Könige und Kaiserinnen nicht sicher sind. Bei den Baasdorfern nimmt das Unheil, dessen man sich von den Mannsleuten ständig versehen muss, wenigstens einen berechenbaren Verlauf. Sie sitzen im Krug und saufen, so fängt es an. Nach einiger Zeit kommen sie ins Singen, und wenn das nicht mehr verschlägt, dann folgen Prügeleien oder anderer Unfug. Diese Italiener aber brauchen gar nicht erst durch Kümmel, Bier und Grog auf den Weg des Gröhlens geschubst zu werden. Da stehen sie schon immer bereit. Sie kennen keine Scham, und da ihnen der Gesang auch am hellen, lichten Arbeitstag bei jeder Gelegenheit von den Lippen springt, könnten sie wohl ähnlich jäh und hemmungslos zu Gewalttaten übergehen. Bisher war freilich über die Leute weiter nichts Nachteiliges bekanntgeworden. Aber einerlei! Amtsvorsteher Witthöft, der als Zeichen seiner Würde neben der Tür seines stattlichen Hauses am Kreuzweg das ehrfurchtgebietende Schild mit dem preußischen Adler prangen ließ, hätte sich ermannen und Italiener in Baasdorf nicht dulden sollen, nun und nimmermehr.

Überhaupt diese Bahn! Sie wird Unheil über das Dorf bringen. Die Geschwister Dührsen haben für ihren Bau zwar kein Land herzugeben brauchen; aber nun liegt der Bauernvogt Hinneri in den Ohren mit der neuen Straße, die im nächsten Jahr von dem verdammten Bahnhof in den Auwiesen an den Kreuzweg herangeführt werden soll. Hinneri – oder, um es genauer zu sagen: Trina – soll vom Garten einen schmalen Streifen für die

Verbreiterung der Dorfstraße hergeben, und die Dornröschenhecke muss verschwinden. Trina ist zwar entschlossen, denjenigen, die an ihren Besitz rühren möchten, Wind von vorn zu geben. Aber sie weiß schon, dass es zuletzt doch nichts nützen wird. Einer Obrigkeit, die vor dem Baasdorfer Kreuzweg nicht einmal Respekt gezeigt hat, kann Dührsens Stelle nicht heilig sein. Der Vollhufner Ehler Reimers wollte die Bahn auf seinem Weddelkamp nicht leiden. Das bisschen Land konnte er wohl wissen – ha, leicht! – aber er wollte sich da bei ernsthaftem Pflügen und Einfahren von so einer Spielkram-Eisenbahn die Pferde nicht scheu machen lassen. Es hat ihm nicht geholfen; das Land ist ihm enteignet worden, und wenn der Bauer über den eigenen Kram nicht mehr Herr ist, dann geht demnächst die Welt unter.

Eben dammelten einige Baasdorfer Bauern, gesetzte Leute also – dies sollte man wenigstens meinen! – am Hause vorbei. Ihr Gespräch wurde zwar arg zerfetzt, als es durch die Dornenhecke kriechen wollte. Doch konnte sich die horchende Trina daraus das Vorhaben der Spaziergänger einigermaßen zusammenflicken: Die Narren verzichteten auf den Mittagsschlaf, liefen im Sonnenbrand eines Julitages, der sicher mit einem Gewitter ausgehen musste, auf Neudorf zu, um sich vom Fortgang der Bahnarbeiten ein Bild zu machen. Anstatt zu Hause still und gefasst ein Unheil zu erwarten, das sie nicht aufhalten konnten, rannten sie ihm noch entgegen. Trina hörte das Wort Verkehr, das die törichten Mannsleute lachend und handschlagend etwa so im Munde führten, wie die Gören am Tage des Kinderfestes ihre Papierfahnen schwenken. Ihr wurde übel vor so viel Leichtfertigkeit. Unheil schlich sich unsichtbar an ihr Haus heran. Da schlug sie schnell das Fenster zu und rettete sich in den Bannkreis des Seeländers, auf dessen Platte die Stapel der schönen Taler standen.

Wer soll diesen Teufelswahnwitz bezahlen? Kätner und Handwerker müssen das tun; denn die wollen ja später mit dem Zug fahren. Wirkliche Christenmenschen werden sich dazu nicht hergeben; denn die haben – Gott sei Dank! – Pferd und Wagen.

Doch wird das Bezahlen der vermaledeiten Bahn schließlich an den Bauern hängen bleiben, das heißt: an den Leuten, die die Steuern aufbringen. Steuern, Steuern! Die wachsen von einem Jahr zum andern, und auch Hinneri ist der Meinung, dass dies nun bald nicht länger angehen kann. Der Kaiser baut in einem fort Bahnen, Kanäle und Kriegsschiffe. Auch will er immer mehr Soldaten haben, und wir müssen es ihm alles mit Steuern bezahlen. Wenn man aber doll dazu wird und ihm den Dienst aufsagen möchte, dann stehen auf der anderen Seite die Sozialdemokraten, und die wollen teilen. In jedem Fall sind die schönen Taler bedroht.

Mit einer jähen Bewegung breitete Trina ihre Hände schützend über die Talerstapel. Es geschah ganz in der Art, die sie als Kind an ihrem Vater beobachtet hatte. Sie fühlte wohl, Tränen müssten in dieser Bedrängnis eine Erleichterung geben, und sie war nahe daran, Sibbel-Lischen ein bisschen zu beneiden. Aber die Tränen blieben ihr versagt; denn sie war nun einmal die dröge Trina.

Viertes Kapitel

Der flüchtige Hinneri kam heute ungewöhnlich früh auf die Vollertsche Hofstätte. Der Rat der Männer, der sich allsonntäglich im oder beim Hause versammelte, konnte seine Verhandlungen unmöglich schon aufgenommen haben. Zögernd schritt Hinneri über den nicht sonderlich gepflegten Platz, wo die Ackergerätschaften unordentlich herumlagen oder herumstanden. Auf der dämmerigen großen Diele stand er eine Zeit wundernd vor dem sternförmigen hellen Fleck, in dem sich das Licht sammelte, das die Sonne durch das sechszackige Eulenloch zuerst und dann weiter durch die Bodenluke niedergehen ließ. Der Besucher wusste, dass diese Lichterscheinung nur unter dem Zusammentreffen verschiedener Bedingungen und für ganz kurze Zeit beobachtet werden konnte, und darum meinte er, die Stunde stehe unter einem günstigen Stern.

Als er auf die Vordiele kam, trat ihm Stine entgegen. Hinneri brachte sein „Guten Tag“ unbefangen genug heraus, und die leise Gepresstheit seines Stimmklanges konnte auch gedeutet werden als Rücksichtnahme auf die Mittagsruhe der Hausbewohner. Es kam ihn die Versuchung an, dem Mädchen die Hand zu geben. Er unterließ es aber, weil man solche Umstände doch nur mit Leuten macht, die aus einem fremden Dorf kommen.

Hinneri erklärte, er werde sich ganz still auf die Bank setzen, die im Lindenschatten vor der Blangtür stand, und man solle sich nicht weiter um ihn kümmern. Stine zeigte sich aber freundlich bereit, ihm Gesellschaft zu leisten, holte ihren Stopfkorb und brachte für den Besuch den Tabakskasten mit. Und dann saßen sie nebeneinander auf der Bank unter den Linden.

Ein wenig beklommen genoss Hinneri den Zauber der Stunde. Da die Augen der Deern auf der Arbeit ruhten, konnte er seine Blicke hin- und hergehen lassen zwischen ihren Händen und dem Nacken, dessen Neigung ihn besonders schön dünkte. Verstohlen fuhr er mit einer Hand über den eigenen Nacken und tastete dem Gewirr tiefer Falten nach, das sich dort bei hart arbei-

tenden Männern vom Lande dann bildet, wenn die Jugend vorbei ist. Rissig ist dies Gelände wie der Schlammuntergrund eines Dorfteiches, dem im heißen Sommer das Wasser ausgegangen ist. Mit großem Wohlgefallen und einem kleinen Schmerz sah er auf Stines rosigen Hals, und es war ihm wehmütig bewusst, dass vierzehn Jahre Altersunterschied doch keine Kleinigkeit sind.

Stockend ging das Gespräch um die kleinen Dinge des Alltags, und doch läuteten in die langen Pausen der Unterhaltung von weither Sonntagsglocken. Oder war es nur das Summen der Bienen in eben geöffneten Lindenblüten? Nach einer langen Stille fragte Hinneri plötzlich: „Stine, meinst du *auch*, dass ich zum Freien zu alt bin?“ Seine Augen sahen nicht auf von dem ungefügen Pflaster des Hofes. Als aber gar keine Antwort kam, hob er in schmerzlichem Entschluss endlich den Kopf und sah dem Mädchen ins Gesicht. Stine war tiefrot angelaufen, und vor ihren sonst so hellen Augen hing es wie ein Schleier. Sie schüttelte zu der Frage wohl stumm den Kopf; aber Hinneri wusste doch, was die Glocke geschlagen hatte. Er sank ein wenig duckiger noch in sich zusammen und sah wieder vor sich hin. Da aber doch etwas geschehen musste, so klopfte er an einem der eingeramnten Bankbeine den schon seit langem erkalteten Pfeifenkopf aus und stopfte ihn neu.

Vernehmlicher klang durch tiefere Stille das Summen der Bienen, und die Bläue des Himmels schien sich noch verstärkt zu haben. Die Welt war verwandelt gegen vorhin. Alle Umriss wurden schärfer, Farben und Gerüche entschiedener. Was hier geschehen war, hätte anderen wohl Anlass gegeben zu Ausbrüchen des Wortes und der Gebärde, zu entschiedenem Wegstreben aus den Bereichen des Schmerzes. Hinneri Dührsen aber kroch tiefer in sich hinein, und behutsam zog er die Tür hinter sich zu, als er in der Kammer der Wehmut stand, die seines Herzens Mitte war.

Dann erschien Hans Vollert, das trotz seiner sechzig Jahre noch dichte braune Haar vom Mittagsschlaf verwühlt, die Weste

über dem sonntäglichen Hemd nicht zugeknöpft. Mit dem Kamm der vereinigten zehn Finger strich er den dunklen Bart zurecht, der sein besonderer Stolz war. Da gab es gleich eine laute Begrüßung. Stine suchte still ihre Sachen zusammen und ging ins Haus.

Nun saßen die Männer auf der Bank, und der ausgeruhte Hans stürzte sich ohne Verzug ins Erzählen. Nach einer Weile unterbrach er sich und sagte: „Dir ist eine Laus über die Leber gelaufen.“ Hinneri stand umständlich auf: „Hans, ich wollte dich etwas fragen“, kam es ihm zögernd über die Lippen. „Da ist was los bei mir zu Hause, und ich weiß nicht recht, was ich machen soll. Nun wollte ich mal fragen, ob auch über meine Sache etwas in deinem Buch steht?“ – „König Le-ar weiß Rat in allen Lebenslagen“, prahlte der Bauer mit breitem Lachen, und er ging ins Haus, um sein zerlesenes Reclam-Büchlein zu holen.

Hinneri entfernte sich während der Zeit von der Bank, weil die Nähe der Hauswand ihm eine Furcht vor Lauschern eingab. Er schritt den Steig hinab zum Ziehbrunnen, der am Rande des Wiesenhofes lag. Was ihn zu seiner sonderbaren Frage bewogen hatte, war ein dunkler Glaube an die magische, die beschwörende, bannende, heilende Kraft des hochdeutschen Wortes, und dieser Glaube auch begründete den Zauber, der für ihn von dem so ganz anders gearteten Hans Vollert ausging. Der bescheidene Hinneri hielt sich für einen Uneingeweihten, der mit dem Gebrauch der hochdeutschen Sprache seine Grenzen überschreitet und in gefährliches Gebiet gerät. Mancher Kranke bedarf des Giftes als Heilmittel; aber man soll mit den unheimlichen Flüssigkeiten und Pülverchen nur den Apotheker hantieren lassen. Hans Vollert nun zählte in Hinsicht des Hochdeutschen zu den Eingeweihten; der durfte unbekümmert im Giftschränk kramen. Dabei beobachtete Hinneri ihn mit ehrfürchtigem Staunen.

Aus dem Innern des Hauses klang die Stimme des Bauern: „Wo is mien Book? Wo is mien Book?“ Ja, die Ordnung lässt in diesem Hause zu wünschen übrig. Aber was gäbe Hinneri darum,

wenn daheim von der Ordnung zugunsten anderer Dinge etwas abgestrichen würde! Als der Bauer mit seinem Reclam-Bändchen endlich aus der Blangtür trat, fand er den Freund regungslos über die Sootplanken gebeugt. Mit einem Schmunzeln trat Hans an seine Seite, und gemeinsam ließen sie ihre Blicke an bemoosten Steinen den Schacht hinabklettern, bis sie tief unten das dunkle Wasser fanden. „So haben wir tiefe Einsichten“, spaßte Hans Vollert, „so werden wir wohl auch deiner Frage auf den Grund kommen. Nun schieß los!“

Da machte Hinneri seinem Herzen Luft, klagte über Trinas Härte, wie sie ihn heute ins unabänderliche Junggesellentum hineingestoßen und ihm die Regierungsgewalt eigentlich schon genommen habe. Und die Stelle gehörte doch ihm vor Gott und den Menschen! Bei Lichte besehen, war dies alles ja traurig genug; aber Hans geriet doch in eine heitere Begeisterung. „Und *ob* davon was in meinem Buch steht“, rief er, indem er es mit der linken Hand hob und den Rücken der rechten mehrere Male klat-schend darauf niedergehen ließ. „Bei lebendigem Leibe sein Land weggeben, davon weiß mein König Le-ar ein Lied zu singen. Hier, Seite für Seite, tiefe Einsichten! Aber du kannst nicht soviel in einem Zuge vertragen, mein guter Hinneri. Ich werde mal etwas für dich herausuchen.“ Hinneri fand das ganz in der Ordnung; denn verdünnen, verdünnen ist ja für einen Apotheker oberstes Gesetz.

Hans blätterte erregt in seinem Büchlein, und endlich hatte er gefunden, was er suchte. Da hob er den Zeigefinger, zog die Augenbrauen hoch und las im Tonfall der Baasdorfer Schule – er ist alles andere als ein lateinischer Bauer - :

„Nein, nein, Mylord,
dies Eu'r milchsanftes, allzugüt'ges Wesen,
das will ich schelten.“

In diesem besonderen Fall schien ihm eine kleine Fälschung des Shakespeare-Textes erforderlich zu sein. Und dann folgte das Gelächter und ein dumpf widerhallender Puff in den Rücken sei-

nes Gegenübers. „Dies musst du nun erst mal verdauen, mein Freund. Stell dich auf die Hinterbeine, zeig dem Frauensmensch die Zähne! Sei ein Kerl!“

Dann gingen sie langsam zum Hause zurück, und Hans gab nun plattdeutsch und auf stark ins Baasdorfsche stilisierte Art die Schicksale des Königs Le-ar wieder einmal zum besten. „Ich denke, dass ich dir damit den Rücken ein wenig gesteit habe“, sagte er zum Schluss. „Aber ich habe ja gut reden und muss doch eingestehen, dass ich selbst auch so eine Art König Le-ar bin. Es ist schwer, den Frauensleuten standzuhalten. Die Schwiegersöhne haben beide von meinem Reich eine Koppel bekommen. Ich habe einmal so angefangen, und nun muss ich auch so beibleiben. Da kommt kein hochherziger König von Frankreich, der mir so ohne weiteres meine dritte Deern abnimmt. König Le-ar muss wieder eine Koppel hergeben, und am Ende bleibt für den armen Greis nichts mehr.“

„Vater, willst du zum Kaffee hereinkommen?“ scholl eben jetzt Stines Stimme aus der Küche. „Bring ihn uns raus, deinen Kaffee, bring ihn uns raus, schönste Cordelia“, rief Hans zurück.

Stine brachte mit einiger Mühe vor den beiden Männern ein Tischchen auf dem unebenen Hofpflaster endlich zum Stehen und trug dann für die kleine Mahlzeit in mehrmaligem Kommen und Gehen das Nötige herbei. Sie tat alles schweigend, doch so, dass dabei die freundliche Dienstbereitschaft ihres Wesens gar wohl zutage trat. Der Vater beobachtete ihr Tun mit heiterem Wohlgefallen; Hinneri Dührsen aber blieb in die Betrachtung der Pflastersteine versunken.

Als die Männer wieder allein waren, begann Hans Vollert von dem Einverständnis zu reden, das er zwischen seiner Stine-Cordelia und Siewert Thun beobachtet haben wollte. Er berichtete so, als spräche er von verliebten Torheiten zu einem nahezu Gleichaltrigen, dem derlei Dinge schon lange gleichgültig geworden sind.

Hinneri hörte ihm zu, ohne eine Zwischenbemerkung zu tun. Einen Augenblick wollte er aufbegehren gegen Siewert Thun, der ihm wegen seines stillen und betrachtsamen Wesens trotz eines Altersunterschiedes von fünfzehn Jahren beinahe zum Freund geworden war. Bald aber erkannte er, dass es ihm nicht wohl anstehe, sich hier über Falschheit und Hinterhältigkeit zu beklagen, und er versank tiefer in seine wehrlose Traurigkeit.

Inzwischen war die Sonne hinter dem Schirm der Linden ein Stück gesunken, und in ihr vor Stunden so unbefangenes Strahlen mischte sich nun etwas wie das verlegene Geständnis: „Ich werde diesen Tag in der Heiterkeit, mit der ich ihn begonnen habe, nicht zu Ende führen können.“ Die Eintagsfliegen wurden zahlreicher und zudringlicher. Hinneri hätte viel darum gegeben, jetzt allein zu sein in dem verlassenen Redder, das ans Wennhorner Gehege führt. Aber es war noch viel Zeit bis zum Küheholen, und er konnte sich doch durch einen plötzlichen Aufbruch nicht auffällig machen. So blieb er sitzen und tat still das Nächste, das heißt: er wandte sich dem Kaffee und dem Stutenbutterbrot zu.

Hans Vollert aber merkte nichts weiter von den Qualen seines Gefährten und sprach aufgeräumt über die Aussichtslosigkeit einer Verbindung seiner Cordelia mit Siewert Thun. „Siewert ist gut wie Frankreich“, spaßte Hans; „aber er hat nicht Land noch Sand, und wenn der verrückte Le-ar auch am Ende eine abermalige Teilung seines Reiches vornimmt, eine Brotstelle kommt dabei doch nicht zustande, und auf so faule Geschäfte lässt sich der alte Spinneweber nicht ein.“ Er lachte behaglich über die schöne Kennzeichnung der Mutter Siewerts, der Witfrau Wiebke Thun, die ihm da gelungen war. Wiebke Thun, deren Ältester auf der Halbhufe am Kreuzweg saß, hatte bis dahin die ihr genehmen Schwiegersöhne und Schwiegertöchter in schlaue gesponnenen Netzen gefangen; aber an Stine-Cordelia konnte ihr nicht gelegen sein.

Hinneri Dühsen beneidete seinen Freund. Der wusste mit hochdeutschen Zaubersprüchen den Unannehmlichkeiten des Le-

bens so zu begegnen, dass sie ihm nicht ans Magere kamen. Der besaß in seinem Buch den Giftschrack, zu dem ihm seine Beherztheit den Schlüssel lieferte. Ja, wer einmal zu den Eingeweiheten zählt, der hat es am Ende leicht, beherzt zu sein.

Hinneri beschwor Bilder aus der Jugendzeit und begrübelte das Wort: „A – o, at gaiht“, mit dem man ihn in früheren Jahren so oft gehänselt hatte, und das auch jetzt von Zeit zu Zeit immer noch einmal wieder auftauchte. Mit dem allen hatte es folgende Bewandtnis: Im Sommer nach seiner Konfirmation wurde Hinneri von einem geheimnisvollen Fieber befallen, das ihn für Monate arbeitsunfähig machte. Im Dorf hieß es schon von ihm, „er seuche so hin“, womit die Bedenklichkeit der Sache ausreichend gekennzeichnet war. Als er sich an einem Tage leidlichen Wohlbefindens langsam und auf einen Gutentag-Stock gestützt durch das Dorf bewegte, traf er am Kreuzweg auf den Pastor – damals war es noch der alte Tiedemann – , der in Amtsgeschäften aus Bohmstedt herübergekommen war.

An ein Ausweichen war nicht zu denken. Hinneri ging dem Abenteuer mannhaft entgegen und gewann es sogar über sich, an seiner Mütze zu rücken. Weitere Zugeständnisse aber konnte er seiner Verlegenheit nicht abgewinnen, und als der Pastor fragte: „Nun, Hinrich Dührsen, wie geht es dir jetzt?“, da antwortete der Angesprochene in seinem breiten Baasdorfisch: „A – o, at gaiht.“

Unser Hinneri war da in einer ganz verwickelten Lage. Das muss man zu seiner Entschuldigung recht bedenken. Wohl empfand er die Ungehörigkeit seines Benehmens; aber was sollte er tun? Schule und Konfirmandenunterricht waren seit Monaten abgetan; die Jungenszeit lag hinter ihm. Er war inzwischen in den Stand der Knechte aufgerückt, und einem Baasdorfer Knecht stand es einfach nicht zu, am hellichten Tag auf offenem Kreuzweg hochdeutsch zu reden. Wenn er denn auch in den Augen des Pastors als hoffnungsloser Tölpel dastehen musste, so konnte er sich mit dem Gedanken trösten, wenigstens gegen gute Baasdorfer Art nicht verstoßen zu haben.

Damit aber konnte er nicht der öffentlichen Lächerlichkeit entkommen, als deren Zutreiber sein Altersgenosse Friech Schnack, jetzt Kleinknecht auf dem Thunschen Hof, schon auf der Lauer lag. Friech hatte den Pastor kommen sehen, und da er flink und gesund war, konnte er sich der gefährlichen Begegnung entziehen. Im Schutz der hohen Hainbuchenhecke, die den Vorgarten zur Straße hin begrenzte, wurde er ungesehen schadenfroher Zeuge des für Hinneri so peinlichen Vorfalls. Auf die Verschwiegenheit eines Menschen, der Friech Schnack heißt, ist natürlich nicht zu bauen. Ohne recht zu wissen, wie er selbst das Abenteuer bestanden haben würde, gab er seinen Schulkameraden der Lächerlichkeit preis, indem er Hinneris Wort „A – o, at gaiht“ bekanntmachte, und noch dazu in einer fürchterlichen lautlichen Entstellung. Die Interjektion des Anfangs machte sich mit einem dumpfen „a“ auf den Weg und langte erst nach einer Wanderung von mindestens fünf Sekunden Dauer über unzählige Stationen zunehmender Verdüsterung knarrend und widerwillig bei dem „o“ an, das ihr Ziel war. Das „ai“ dagegen in „gaiht“ klang hell und schrill wie ein Hahnenkraht. In dieser Form blieb der Ausspruch jahrelang im Gebrauch.

Beim Übersinnen so alter Geschichten wurde es Hinneri schmerzlicher noch als sonst klar, dass benachteiligt ist, wem über das hochdeutsche Wort kein Verfügungsrecht gewährt ist. Hans Vollert, ja, dem stand dies Recht zu. Von wem ist es ihm verliehen worden? Hat er es sich am Ende selbst genommen? Mit den Frauensleuten ist es vielleicht so ähnlich: wenn man eine haben will, so muss man einfach zugreifen. Aber das alles will gekonnt sein.

Hans Vollert fand seinen Freund heute noch schwerfälliger als an anderen Tagen, und darum war es für ihn wie eine Erlösung, als nach genossenem Mittagsschlaf und Nachmittagskaffee langsam alle diejenigen anrückten, die sich an jedem Sonntag zum Schnacken zusammenfanden. Die Gesellschaft war aus Bauern, Handwerkern und Tagelöhnern bunt gemischt; denn über

ihre Zusammensetzung entschieden nicht Besitz- und Sippenverhältnisse, sondern geistige Regsamkeit und das Bedürfnis, sich in spielerischer Rede und Weltbetrachtung über das Einerlei des Alltags zu erheben. Hans Vollert war diesem Kreis das verehrte Oberhaupt; aber auch Hinneri Dührsen gehörte hinein, und wenn er auch selbst zur Unterhaltung nicht viel beizusteuern hatte, so wusste er wohl zu genießen.

Die Bank unter den Linden war schnell besetzt; aber Waschbütten, umgestülpte Eimer, Holzblöcke und andere Gegenstände gaben nach Bedarf neue Sitzgelegenheiten her. Als auch der Schwiegersohn Clasen sich einstellte, rief ihm Hans in fast zärtlichem Tone zu: „Gun Dag, gun Dag, Cornwall. Sett di daal un stopp in!“ Peter Clasen bezeugte durch ein gutmütiges Lachen, dass trotz der beständigen Hinweise auf König Le-ar hier der Familienfriede auf sicheren Füßen stand.

Bald waren die Verhandlungen so lebhaft, dass das Gewitter eigentlich unbemerkt heraufkommen konnte. Als die ersten Tropfen fielen, stürzten alle ins Haus und machten es sich in der Stube wie in winterlichen Tagen bequem. Hans setzte sich im Sofa auf seinen Präsidentenplatz, zog die Knie an, um mit ihnen den Tisch zurückzuschieben, ließ die Lederpantoffeln klatschend auf den Fußboden fallen und legte die Beine auf den Tisch; denn dies gehörte bei ihm zur rechten Gemütlichkeit. Da man die Luft stickig fand, wurden die Fenster aufgerissen. Schwer rauschte der Gewitterregen in den alten Apfelbäumen. Aber die Gesellschaft gab darauf nicht acht.

Tisch und Sofa blieben wie immer dem Hausherrn allein vorbehalten. An den Wänden herum saßen die anderen auf ihren Stühlen. Der Qualm der Pfeifen machte sich in dicken Schwaden durch die Fenster davon. Von allerlei Käuzen des Dorfes und der Umgegend wurden lustige Schwänke erzählt, und wie immer gab es auch Geschichten „von ihm und ihr“. Eine Weile ließ sich der Präsident das gefallen. Dann aber vollführte er mit der Rechten eine große Bewegung, mit der er wie ein Lehrer eine ungenügen-

de Schülerarbeit von unsichtbarer Wandtafel verächtlich zu tilgen schien. „Wir verlieren uns mit diesen Heiratsgeschichten in die innere Politik“, sagte er würdig. „Das mögen die Frauensleute in Ordnung halten, und wir haben ja im Spinneweber eine ganz ausgezeichnete Ministerin des Inneren.“ Als ihn daraufhin die Zuhörer verständnislos ansahen, legte er mit einer bestimmten Bewegung ein Doppelkinn auf das Hemdenquäder und zeichnete mit beiden Händen den Umriss einer gewissen Gestalt derart in die Luft, dass alle alsbald verstanden, von wem die Rede ging. Wieb Thun gab bei kleiner Gestalt und beträchtlichem Leibesumfang wirklich schon im Äußeren allerlei Vergleichspunkte mit einer Kreuzspinne her. Aber wie trefflich ließ sich der Vergleich mit einem Spinneweber erst rechtfertigen, wenn man die Übertragung auf ihre Geschäftigkeit in Heiratsdingen ausführte. Dies gab im Parlament ein Gelächter, das dem an großen Sitzungstagen erzielten kaum nachstand. Es war ein gewaltiger Lärm, und wo sich zwei nahe genug saßen, da beteuerten sie sich gegenseitig die Gelungenheit der neuen Bezeichnung durch weitausholende Schläge mit der flachen Hand auf den Oberschenkel.

Dazwischen horchte wohl einer in den Regen hinaus und machte ein bekümmertes Gesicht. Wenn dies Gewitter nun eine längere Regenperiode einleiten sollte? Der Roggen fängt doch schon an zu gilben. Sorglichkeit aber passte dem Präsidenten heute so wenig wie sonst in die Tagesordnung. „De Roggen is noch gröön as 'n Graspogg, du Tweernbüdel“, herrschte er den Bedenklichen an. Hierauf richtete er sich um der größeren Würde willen aus der bequemen Lage ein wenig empor und sagte mit dem äußersten Aufgebot von Sprechergewicht in hochdeutscher Sprache: „Abwarten muss der Mensch. Reif sein ist alles.“

Hinneri Dührsen, der sich still in seiner Ecke hielt, staunte seinen Freund an. „Eben hat er noch Tweernbüdel gesagt“, dachte er, „und nun dies.“ In aller Trübseligkeit überkam ihn nun das sichere Gefühl, als habe Hans soeben mit bannendem Wort die Ernte dieses Jahres gesichert gegen alles, was sie bedrohen konn-

te. Wegen solcher Wirkungen eben waren ihm die Nachmittage in diesem Hause unentbehrlich.

Dann aber ließ sich der Präsident auf seinem Wege zum allein manneswürdigen Werk außenpolitischer Beratungen nicht ferner aufhalten. Der Kaiser hat sich einen neuen Großknecht gemietet, Bethmann-Hollweg heißt der Kerl. Ist ja nicht eben ein gutes Zeichen, wenn der Bauer mitten im Sommer einen solchen Wechsel vornimmt. Es kann wohl am Großknecht, es *kann* aber auch am Bauern liegen. Ja, ja, Sorgen überall! Die Stänkereien um Marokko gehen auch immer weiter. Und wenn Hans Vollert Kiderlen-Waechter wäre, dann würde er den Franzosen sagen: „Hört mal zu, ihr Krakehler“, würde er ihnen sagen, „ich will euch mal was sagen...“ Und dann käme die Sache schon in die Reihe. Und übrigens: die bosnische Geschichte war ja schon im vorigen Jahr; aber mit dem Handel ist Österreich noch lange nicht durch. Wenn nur Bismarck noch lebte, so würde Hans zu ihm nach Friedrichsruh fahren und ihm sagen: „Bismarck, dies kann nun nicht länger mehr angehen. Wir beide müssen nun zutreten.“ Aber zu dem neuen Großknecht des Kaisers hat er keine Meinung.

Mit behaglichem Schmunzeln hörten die Männer solche Reden, und es fand sich wohl auch ein Gewitzter, der die Rolle Kiderlen-Waechters oder Bethmann-Hollwegs übernahm und dem Präsidenten Widerpart leistete. Die Pfeifenköpfe wurden im Eifer der Rede achtlos an den Stuhlbeinen ausgeklopft, so dass sich überall die grauen Aschengebirge auftürmten, von deren Gipfeln die Ströme brauner Pfeifenjauche niedergingen. Stine trat mit leisem Gruß in die Stube, um aus dem Schrank die Salbe für die Kuh mit dem wunden Euter zu holen. Sie errötete stark, als ihr der Vater mit seiner großen Zehe zuwinkte, die sich durch eine schadhafte Stelle des Strumpfes gezwängt hatte. Was sollten die Männer von ihr denken, der es doch oblag, in diesen Dingen Ordnung zu halten? Da ließ sie wie zur Ablenkung einen ganz leicht vorwurfsvollen Blick über die Kämme der Aschengebirge

gehen. Jakob Prüß, der Mauermann und Vizepräsident, erhob sich etwas beschämt von seinem Stuhl und meinte, da die Fenster nun einmal offenstünden, so könnte man sehr wohl auch die Pfeifenköpfe aus dem Fenster entleeren. Davon wollte aber Hans Vollert nichts wissen. Dies ewige Hin- und Herrennen störe die Gemütlichkeit. „Deine Regan würde hier wohl sehr ungemütlich werden, Cornwall“, wandte er sich an den Schwiegersohn. „Aber Cordelia ist ein gutes Mädchen. Sie lässt nachher den Besen darübergehen. Cordelia gönnt dem armen alten Le-ar seine Ritter und Knappen auch dann, wenn sie nach der Meinung der Frauenleute nicht so ganz manierlich sind.“ Damit hatte der Gaukler Hans durch eine Wendung der Rede das ausgeführt, was er im vorigen Herbst dem Kaiser so dringend empfohlen hatte: nämlich eine Auflösung des Reichstages. Durch Zauber hatte sich der Präsident wieder einmal verwandelt in den armen alten Le-ar, der als Ersatz für verschenkte Macht zum Zeitvertreib wenigstens hundert ungebärdige Mannsbilder um sich sammelt. Stine-Cordelia verließ die Stube mit einem letzten scheuen Blick auf Hinneri Dührsen.

Die plötzlich vollzogene Verwandlung der Szene wurde dem munteren Fluss der Rede nicht zur Unterbrechung. Es gab immer neue und hörensweite Dinge; aber Hinneris Stunde war nun gekommen. Einen Hütejungen konnte seine Stelle unmöglich tragen, und so musste er nun darauf denken, der strengen Schwester die Kühe rechtzeitig zum Melken von der Weide auf die Hofstatt zu treiben. An Wochentagen spannte Trina den Wallach vor den Milchwagen und fuhr hinaus. Am Sonntag aber schien ihr das mit ihrer Würde unvereinbar zu sein. Hinneri musste also aus dem behaglichen Dunstkreis um die Person Hans Vollerts scheiden und in Trinas Bereich zurückkehren, wo alles peinlich ordentlich, aber auch peinigend kalt war.

Glücklicherweise hatte der Regen aufgehört, als er sich auf den Weg machte. Den Mitabgeordneten – dies wusste er – war an ihm nichts Besonderes aufgefallen. Wenn einer in Baasdorf

wohnt und zudem noch Hinneri Dührsen heißt, so macht er seine kleinen Tragödien ganz still und unauffällig in sich selbst ab. Er ging durch das Elandsredder, von wo es bis zur Katzheide nicht mehr weit ist. Heide ist in der Nähe, und es ist außerdem ein Ungewitter niedergegangen. Aber das gibt einem Hinrich Dührsen kein Recht, sich mit Flüchen und großen Worten wie König Lear zu gebärden. Er lächelte nur auf seiner Wanderung ein wenig schmerzlich vor sich hin.

Das bestaubte Gras am Wegesrand hatte der Regen blitzblank gewaschen, und die Knicks standen wie in einem neuen Grün. Die Sonne schien der Wolken wieder ganz Herr zu werden. Unter tief überhängendem Gebüsch jagten die Schwalben mit kurzen Lauten des hellen Entzückens hin, und ihr Tiefflug schien so fröhlich-unbesonnen, dass Hinneri zuweilen meinte, ihnen ausweichen zu müssen. Im Angesichte solcher Lebenslust wurde dem Einsamen nur schmerzlicher klar, was dieser Nachmittag ihm zerschlagen hatte. Auch wollte gegen Siewert Thun wieder ein Groll in ihm aufsteigen.

Dann aber zogen sich die Wolken noch einmal zusammen, und Hinneri musste sich vor einem letzten Regenschauer unter Gebüsch bergen, so gut es gehen wollte. Das Warten wurde ihm schnell zur Qual, weil er sich Trina vorstellte, die gewiss zu dieser Stunde schon mit ihren Eimern und Milchkannen in der Tür der großen Diele stand und voll Ungeduld ihre Kühe erwartete. Hinneri sah ihre zusammengekniffenen Lippen und hörte den Laut, mit dem sie die Luft von Zeit zu Zeit kurz und verächtlich durch die Nase stieß: „Kein Verlass auf die Mannsleute.“ Da fiel ihm zusätzlich auch noch eine andere Sünde dieses Tages schwer auf das Gewissen: seine Flucht am Mittag. Dies war ja nun zwar keine Fahnenflucht, sondern höchstens unerlaubte Entfernung von der Truppe. Aber immerhin: eine Strafe war verwirkt. Und Hinneri wusste auch schon, dass die streitbare Schwester nun und in aller Zukunft ihren Willen durchsetzen werde.

Seine dunklen Ahnungen waren nicht wesentlich fehlgegangen. In der Tat hatte sich der drögen Trina zu dieser Zeit schon eine beträchtliche Ungeduld bemächtigt. Sie stand aber nicht in der Dielentür, sondern war über den Hofplatz an die Straße getreten, um über den Kreuzweg hinaus dem Säumigen schon strafend entgegenblicken zu können.

Da kam vom Kreuzweg her in ihrem vollen, altmodischen Sonntagsstaat die rundliche Wieb Thun, der Täufling dieses Tages angerollt, und da Trina hier nicht im Schutz ihrer Hecke stand, da – zweitens – zu dieser Jahreszeit der Schlubber kein Hindernis war, und da – zum dritten – beim Vorbeigehen am Sonntagnachmittag ein kleiner Schnack nachbarliche Pflicht ist, so trudelte der Spinneweber der langen, hageren Trina über den vom Gewitterregen nur leicht angefeuchteten Weg hin vor die Füße. Irgendwo muss ein Gespräch seinen Anfang nehmen; denn „dar schall jo man wat snackt werden“, pflegt man bei uns zu sagen. Als das Gewitter nach Schuldigkeit beredet war, fragte Wieb: „Na, Trina, wartest du auf deine Kühe?“ – „Ja“, kam in verhaltenem Zorn die Antwort, „aber mein Kuhharder lässt auf sich warten. Der verschnackt einmal wieder die Zeit bei Hans Vollert, dem alten Quasselkopf.“

Der Spinneweber Wieb sah in den Augen der Drögen ein allerliebstes kleines Feuerchen glimmen, das sie auf gut Glück ein wenig zu schüren beschloss. Da sie selbst auch eine Wut hatte auf den alten Schleicher, der – wie ihr nun klar geworden war – mit einer seiner trockenen Sandkoppeln ihren Siewert für seine alberne Deern zu angeln trachtete, so schien es ihr angebracht, bei dem Thema Hans Vollert noch etwas zu verweilen. „Ja, Trina“, meinte sie mit unschuldigem Augenaufschlag, „einen Jungkerl zieht es dahin, wo schmucke Mädchen sind.“ Der Erfolg dieser Worte war der Alten selbst eine Überraschung. Die kleine Glut in den Augen der andern loderte jetzt in hohen Flammen auf, und wäre Trina nicht eben die Dröge gewesen, so hätte sie jetzt geweint, wenn auch nur vor Wut.

Sofort begriff Wieb Thun die Sorgen ihrer Nachbarin. Wer lässt sich wohl gern durch einen Eindringling beiseiteschieben? So entschuldigte sie sich wortreich, und sie habe doch nur einen Spaß machen wollen, sintemalen „jo man wat snackt warden schall“. Aber diese Sache sei ernst genug. Wer denn aber auch auf den Gedanken kommen solle, dass Hinneri in *seinen* Jahren noch an Freien denke? Will er seiner Schwester, die sozusagen Mutterstelle an ihm vertreten hat, in *ihren* Jahren einfach den Stuhl vor die Tür setzen?

Der Spinneweber Wieb sah, wie dies alles der Drögen lieblich einging, und darum wagte sie jetzt schon einmal versuchsweise die Anrede: „Mein Deern“. Wohin das Gespräch führen sollte, das war ihr zwar nicht klar; aber sie gab sich ihm doch mit einer ahnungsvollen Leidenschaft hin. So wirft sich ein Spinneweber im Gebüsch manchmal vom sicheren Zweig an seinem Faden ins Ungewisse hinaus. Er hat es mannigfach erfahren: irgendwo findet er wieder Halt, und unversehens ist dann mit einem neuen Netz der Anfang gemacht. Wieb kannte ihre Pappenheimer, und so ließ sie zwischendurch eine bewegliche Klage über die hohen und ständig noch wachsenden Steuern los. Das konnte niemals schaden.

Vor ihrer Nachbarin hatte sie sich aufgepflanzt wie ein Standbild der Ehrbarkeit. In dem würdigen Doppelkinn schwappete nicht etwa das Fett, nein, hier zitterte die Erregung über die Verworfenheit der Welt, und das einsame Haar auf der großen Warze am Kinn krümmte sich wie im Schmerz um die Schlechtigkeit der Menschen. Da nun aber eben beim Spritzenhaus Hinneri mit den Kühen um die Ecke kam, so musste dem Gespräch ein Ende gemacht werden. Die Alte steigerte ihre Rede mit allen Mitteln zu höchster Beredsamkeit: „Wenn die Sache so steht, mein Deern, denn sieh dich vor! Denn nimm dich sicher! Nimm dich sicher, mein *beste* Deern!“

Diese letzte Aufforderung klang wie eine Beschwörung, war wie der Griff einer Hand, die einen Ahnungslosen im letzten Au-

genblick vom Abgrund zurückreißt. In Trinas Augen war eine große, wirkliche Bestürzung. Mit dieser Wirkung gab Wieb sich vorläufig zufrieden. Sie wusste jetzt auch nicht weiter; denn die Warnung: „Nimm dich sicher!“ war nur so ein Spinnewebersprung ins Ungewisse. Aber auf irgendeine Art musste sich hier doch ein Netz spinnen lassen. So nahm sie Abschied in dem sicheren Gefühl, dass die Dröge, die Abweisende, bald weitere Unterredungen mit ihr suchen werde.

An der Hofeinfahrt nahm Trina den Vorbeimarsch ihrer Kühe ab. Zuletzt schlich gesenkten Blickes der arme Hirte vorbei, der in seinem Gebüsch doch nur sehr unzureichenden Regenschutz gefunden hatte und nun auch in Hinsicht des Äußeren einem begossenen Pudel glich. Da eben die Magd zum Melken auf den Hof trat, musste Trina um der Schicklichkeit willen den so berechtigten Ausdruck ihrer Empörung zurückdämmen. Sie fragte nur leise und giftig: „Warum so spät? Konntest du dich mit der Braut nicht einig werden?“

Obwohl Hinneri sich schon in sein Schicksal ergeben hatte, wollte doch nun der Ärger in ihm aufflackern. Wenn Leute unserer Art diesem Gefühl aber nicht nachgeben wollen, so können sie es in der Regel mit einer kurzen Folge von plattdeutschen Worten noch ersticken. Von diesem Mittel machte auch Hinneri Gebrauch, das heißt: er forderte seine Schwester in der landesüblichen, gemütvollen Form auf, sich einen gewissen Körperteil zu kratzen.

Dabei enthielt er sich jeder besonderen Stimmstärke. Die junge Magd hatte aber seine Worte doch gehört, und nun musste die dwallerige Deern so gewaltig lachen, dass ihr die Tränen über die Backen sprangen. Da hätte ihr die dröge Trina gar zu gern eine saftige Ohrfeige verabreicht.

Fünftes Kapitel

Im unteren Dorf, dort, wo die Au ein Stück neben der Straße herfließt, hat Jehann Grotmaack gegenüber der Kate des Holzpantoffelmachers eine Stauvorrichtung anbringen lassen, die es ihm gestattet, das Auwasser in gegebenen Zeiten zur Berieselung seiner Wiesen abzuleiten. Der kleine Graben aber, durch den er das befruchtende Nass ablenkt, vermag bei weitem nicht den ganzen Andrang der Wasser zu fassen. Was nicht entweichen kann, klettert langsam an den Staubrettern empor, der Fluss gerät völlig ins Stocken, und von der Kate des Pantoffelmachers aufwärts sammelt sich eine Menge von angetriebenen Gegenständen, die sich ineinander schieben und bei aller scheinbaren Ruhe und Ergebenheit doch mit Ungeduld des Augenblicks harren, der ihnen den Weg wieder freigibt.

Der Erzähler dieser Geschichte sieht die Baasdorfer Verhältnisse jener alten Zeit in einem vergleichbaren Fall. Es sind da vor dem Staubrett allerlei Dinge zusammengetrieben, und es mag wohl an der Zeit sein, in die Trägheit dieses Tümpels neue Bewegung zu bringen. Der ungeduldige Leser darf jedoch überzeugt sein, dass Fluss in die Ereignisse kommen muss, wenn der Spinneweber einmal auf den Plan getreten ist. Es will dem Erzähler aber so vorkommen, als leiste ihm die Kleinbahn von der Stadt nach Tönnstedt, deren Vollendung nahe bevorsteht, recht eigentlich den Dienst, die Staubretter aus ihrer Falz zu reißen. Mit der Eröffnung des Bahnverkehrs geht Baasdorfs alte, seine träge, tümpelselige Zeit unaufhaltsam ihrem Ende zu.

Am letzten Sonntag des Juli brachte das Ehepaar Dührsen seinen Sohn Wilhelm nach Baasdorf, damit sich der Erbe des Besitzes bei guter Zeit in seinem zukünftigen Herrschaftsbereich heimisch mache. Jürgen, der Postsekretär, entlieh für seine Besuche im Heimatdorf von einem Fuhrunternehmer, der ihm aus der Zeit gemeinsamen Dienstes bei der Artillerie befreundet war, einen stattlichen städtischen Wagen und zwei Pferde, die selbst vor

den mäkeligsten Baasdorfer Augen noch bestehen konnten. Wenn das Gefährt in schlankem Trab auf die Hofstätte einbog, so trat Trina empfangsbereit in die Dielentür, und der Anblick des Wagens und der Pferde tröstete sie hinweg über die traurige Tatsache, dass ein Baasdorfer Dührsen in der Stadt ein armseliges Schreiberdasein führen musste.

Wilhelm, der kleine Wilhelm, gab dem Onkel Hinneri und dann auch der Tante artig die Hand. Es war ihm wohl bewusst, dass hier sozusagen eine Entscheidung über sein Leben gefällt wurde, und sogar Trina fühlte sich gedrängt, dem Augenblick nach Kräften ein wenig Feierlichkeit zu geben. So legte sie dem Elfjährigen die Hand auf die blonden Locken, die ihrer Meinung nach nicht genügend gestutzt waren. Als sie aber unter ihren Fingern ein Widerstreben fühlte und also unerwidert wusste, was sie als eine Liebkosung gedacht hatte, merkte sie nur trocken an, dass Klaus Holm ihn nächster Tage einmal scheren müsse.

Dies ließ die Schwägerin Berta noch hingehen, ohne das Gesicht zu verziehen. Wenig später aber begann Trina schon, des Neffen städtischen Anzug unpassend zu finden, und bloße Knie waren ihr bei einem so großen Jungen geradezu eine Anstößigkeit. Sie bot sich darum an, lange Hosen fertigen zu lassen; denn ohne die sei Wilhelm gar kein „richtiger Knecht“. Diese Begründung, von deren Durchschlagskraft sie Besonderes erhofft hatte, machte aber auf den Jungen gar keinen Eindruck, bestärkte ihn vielmehr in seinem stummen Widerstand. Jetzt glomm aber auch schon ganz hinten in den Augen seiner Mutter ein kleines böses Feuerchen auf, das diese gern versteckt haben würde. Trina hatte es aber bemerkt, und sie, die bisher sehr versöhnlich ihre Schwägerin auch innerlich Berta genannt hatte, ging in ihren Gedanken nun wieder zur „Plummdeern“ über.

Die Stunden des Besuches nahmen mit ausgedehnten Mahlzeiten, der Besichtigung der Ställe und einem Gang zur nächstgelegenen Koppel ganz den unter Bauern üblichen Verlauf. Jürgen Dührsen war ja auch im Grunde seines Wesens Bauer geblieben,

und mit dem Bruder Hinneri verstand er sich gut. Zwischen den beiden Frauen aber war eine Feindseligkeit, die sich von offenen Ausbrüchen nur mühsam zurückhielt. Berta fand das Benehmen ihrer Schwägerin anmaßend. Machte die nicht schon so etwas wie Besitzrechte an dem Jungen geltend? Bildete der alte Geizkragen sich etwa ein, mit einer mäßigen Landstelle und einem Haufen Preußischer Taler einer Mutter ihr Kind abkaufen zu können?

Trina nun erwiderte den geheimen Vorwurf der Anmaßung aus vollem Herzen. Die „Plummdeern“ ging ihrer Meinung nach in Haus und Scheune wie ein Käufer umher, der den zu überantwortenden Besitz vorläufig schon einmal mit den Augen einheimst. Da meinte sie, der frechen Person zur Einschüchterung von ihren Talern etwas vorprahlen zu müssen. Die Schwägerin antwortete darauf mit einer schamlosen und in unappetitliche Einzelheiten gehenden Erzählung von allem, was sie bei Wilhelms Geburt ausgestanden hatte. Es sollte damit gesagt sein, dass Trina sich trotz all ihrer Taler als zu einer solchen Heldentat unfähig erwiesen hatte. Die Dröge verstand das auch haargenau, und um die andere unsicher zu machen, gab sie zu verstehen, Wilhelms Erbfolge könne immer noch umgestoßen werden. „Hier kann sich ja immer noch mal was verändern“, sagte sie, indem sie die Hände gottergeben über dem Leib faltete und die Augen einmal scheinheilig in ihren Höhlen herumkullern ließ.

Als der Besuch abends vom Hof gefahren war, hatte Trina allen Grund, über die Undankbarkeit der Menschen bittere Betrachtungen anzustellen.

Wilhelm tat sich wohl während der folgenden Wochen an der Seite des Onkels Hinrich wacker in den Ställen und auf den Feldern um. In allem zeigte er sich anständig, und das Reiten und Fahren aus dem Leit lernte er überraschend schnell. Aber von gewissen städtischen Manieren und von seinem städtischen Anzug wollte er nicht lassen. Seiner guten Tante gab er zu allerlei Sorgen Anlass, und es zeigte sich leider, dass die Plummdeern

dem guten Dührsenblut mancherlei bedenkliche Zumischungen gebracht hatte. Einmal holte sich Wilhelm drei der schmutzigen Gören vom Schuster Lünning in den Garten, um sie mit Stachelbeeren zu bewirten. Ein anderes Mal schüttete er drüben an der Hofeinfahrt der Grotmaack der kleinen Else aus einem Spankorb mindestens ein Dutzend guter Augustäpfel in die aufgehaltene Schürze. Ja, sollte Trina so etwas hingehen lassen? Sie musste doch dem Neffen vorhalten, dass Grotmaacks selbst Äpfel genug haben, und dass es sündhaft ist, Bäckerkindern Stuten zu schenken.

Wilhelm, der Stadtjunge, hatte ja nur aus dem überwältigenden Obstsegen, der hier zu seiner Verfügung stand, anderen mitteilen wollen, und vielleicht war sein Tun auch von einer kleinen unschuldigen Prahlucht mitbestimmt. Trina aber sah in dem kleinen Mann schon jene Neigung zum „Uten-een-kleihn“ angelegt, die ja wohl dem ganzen Geschlecht eigen ist, und die selbst bei leidlich vernünftigen Männern jederzeit ausbrechen kann. Mit Bezug auf die kleine Else Grotmaack hielt sie den Hinweis für angebracht, dass ein Junge seine Knechtsehre schändet, wenn er sich als „Deernsvogt“ verrät. Dies war ihrer Meinung nach die mildeste Form des hier angebrachten Tadels. Wer zehnjährigen Mädchen so zierlich und gar mit einer kleinen Verbeugung Äpfel schenkt, der kann in zehn Jahren schon bei Ringen und goldenen Ketten angelangt sein. Sollte Trina da für ihre Taler nicht ein wenig schwarz sehen?

Es kam aber in der Folgezeit noch schlimmer. Wilhelm verbrachte erst einzelne Stunden, und dann schon halbe Tage drüben auf dem Gehöft der Grotmaack, immer in Gesellschaft der kleinen Else. Gegen Schluss der Ferien ließ er sich sogar ganze Tage nicht sehen. Trina zeigte ihre Missbilligung deutlich genug, mochte aber ein wirkliches Verbot dieser Besuche nicht aussprechen. Es bestand ja zwischen den beiden Häusern keine offene Feindschaft. Bei der bekannten Schwatzaftigkeit der Kinder ließ

sich ein Verbot wohl kaum geheimhalten und musste drüben als unfreundliche Handlung einer benachbarten Macht gelten.

Eines Tages hörte Trina hinter ihrer Dornenhecke, wie Wilhelm Sibbel-Lischen mit unverkennbar zärtlichem Tonfall „Tante Grotmaack“ nannte. Nun wurde zwar der schöne Tanten-Titel ihr selbst keineswegs vorenthalten; aber im Munde des Knaben klang er doch wie die einfache Bezeichnung, die ein Gegenstand fordern darf und die ihm denn ohne Teilnahme des Gefühls und wie beiläufig angeheftet wird. Da musste Trina ihre Arbeit unterbrechen. Sie sank ein wenig in sich zusammen und stützte sich auf den Spaten. Die andere, die da drüben, die Diebin ließ jetzt natürlich vor Rührung ein paar Tränen rinnen. Aber der in ihrem Eigentum Geschmälernten blieben sogar die Tränen des Zornes versagt.

An dieser Stelle wird zu herzlichem Mitleid mit der Drögen aufgerufen. Sie liebte doch ihren kleinen Wilhelm. Wer da annimmt, dass die Getreuen der Weltanschauung des Talers entweder gar kein Gemüt haben, oder doch an dieser Gabe sehr verkürzt wurden, der ist im Irrtum. Sie können davon sogar sehr viel haben. Aber es ist dann von einer so sonderbaren Natur, dass es zuweilen von Andersgearteten sehr schwer als Gemüt erkannt wird.

Die Ferien des kleinen Wilhelm brachten also die Tante in mancherlei Bedrängnis. Wie gut, dass neuerdings Wieb Thun hin und wieder durch die Dornenhecke drang und dabei immer den richtigen Augenblick zu treffen wusste. Trina erleichterte sich das Herz. Die beiden neuen Freundinnen suchten solche Besuche den Spähern zu verbergen; aber Lise Grotmaack konnten sie doch nichts vormachen. Sibbel-Lischen grübelte dem Geheimnis dieser Freundschaft nach und konnte zu keinem Schluss kommen. Der Spinneweber tut nichts um Gotteslohn, und wo er plötzlich einen Faden wie ins Ungefähr hinausspinnet, da ist doch immer ein wohlerwogener Heiratsplan im Vorsatz. Das aber konnte in diesem Falle unmöglich zutreffen.

Zuletzt glaubte Trina den unfehlbaren Zugang zur Liebe ihres Neffen gefunden zu haben. An einem Sonntagnachmittag, als Hinneri sich zur Reichstagssitzung davongemacht hatte, zog sie den Knaben, der sich eben nach Else Grotmaack umsehen wollte, in die Stube. Sie hatte ihm nichts mehr und nichts minder zuge-dacht als den Ministrantendienst bei einer Talermesse vor dem Seeländer-Altar. Die Zahlen der Sparkassen-Bücher *mussten* ihr doch die Liebe des Jungen gewinnen. Wilhelm staunte denn auch nach Gebühr. Wer aber nicht im säuselnden Wohl laut der Worte „Sinsen und Sinessinsen“ erzogen ist, dem ist diese Art der Poe-sie nicht ohne weiteres verständlich. „Und all das viele Geld wird später einmal mir gehören?“ fragte der Knabe. „Gewiss, mein Junge“, antwortete Trina mit der ganzen Zärtlichkeit, die ihr zu Gebote stand. Da schmiegte sich der Überwältigte an sie und sah lächelnd zu ihr auf. Sie hielt die große, entscheidende Stunde für gekommen; aber alles brach zusammen, als Wilhelm nun sagte: „Trina-Tante, dann könntest du mir einen Taler schon jetzt ge-ben; ich möchte etwas kaufen.“ Da warf die Bestürzte den See-länderdeckel zu, und alles endete in einer großen Verstimmung. „Uten-een-kleihn!“ Noch rührt dies allgemeine Männerlaster possierlich sein Schwänzchen wie eine unschuldige Eidechse. Aber in wenigen Jahren wird es zum Krokodil heranwachsen.

Am nächsten Sonntag erschienen Bruder und Schwägerin wieder mit dem eindrucksvollen Gefährt, um ihren Sohn in die Stadt zurückzuholen. Jürgen äußerte einmal nebenher, dass er vielleicht schon seinen nächsten Besuch in Baasdorf mit der neu-en Bahn ausführen könne. Trina entsetzte sich, als sie den Bruder so leichtfertig bereit sah, den letzten Ausweis über seine bäuerli-che Herkunft hinzuwerfen.

Ja, das Unheil rückte immer näher. In den Auwiesen hatte Jakob Prüß mit vier Gesellen in unglaublich kurzer Zeit den Bahnhof erstehen lassen. An manchen Tagen konnte man über die Wiesen nach Westen zu schon das Pfeifen und Fauchen der Lokomotiven hören, die das letzte Material zum Bau der Bahn

heranschleiften. Als das stattliche Gefährt des Bruders gegen Abend vom Hof fuhr, empfand Trina sein allmähliches Verschwinden jenseit des Kreuzweges als den endgültigen Abschied von der guten alten Zeit. Da ging sie innerlich in Fechterstellung und hielt sich immer abwehrbereit. Sie wusste, das Neue bereite heimtückisch seinen Überfall vor.

Beinahe wäre kurz vor Beendigung des Bahnbaus der unterirdisch immer grollende Konflikt mit den Italienern noch an die Oberfläche gekommen. Es war da unter dem fremden Volk ein Mann namens Duroc, mit dem man sich nicht nur verständigen, sondern sogar unterhalten konnte. Der Mann sprach allerdings nur hochdeutsch, und obwohl die letzte Menschenwürde dem plattdeutsch Redenden vorbehalten ist, rechnete man diesem Fremdling seinen Fehler doch nicht so hoch an. Er war ein Kind der Alpen und sprach – wie er erzählte – zu Hause mit den aus Frankreich eingewanderten Eltern französisch. Da sahen die Baasdorfer ein, dass einem Menschen, der mit Französisch, Italienisch und Deutsch schon Mühe genug hat, nicht auch noch Plattdeutsch zugemutet werden darf. Das geht über Menschenkraft, und in einem solchen Getater *muss* einer völlig verbiestern.

Dieser Duroc nun ließ sich an einem Oktobertag von den allmählich reifenden Gurgelschnürern verleiten, einen Knüppel ins Geäst zu werfen. Er stopfte sich die Taschen voll und biss probeweise in eine der Birnen hinein. Und da, als sich ihm beim Geschmack der ätzenden Frucht sein Mund verkrampfte, da schoss Trina gleich einer Furie aus der Hofeinfahrt und begann mit einem wüsten Geschimpfe. Der Fremde stand zunächst fassungslos. In seiner Seele wühlte mancherlei durcheinander: die Enttäuschung, die ihm die verlogenen Birnen bereiteten, die Beleidigung, die Trinas Anblick seinem Schönheitsideal zufügte, die Beschämung des Ertappten und die Wut über sehr ehrenrührige Redensarten, die ihm an den Kopf flogen. Und plötzlich – man weiß ja, dass diese Südländer sehr heißblütig sind – eröffnete er aus den wohlversehenen Vorratskammern seiner Taschen

mit Gurgelschnürern ein Bombardement auf die dröge Trina, die eilends den Rückzug antrat. Der französische Italiener schrie dabei in einem fort: „Poire d’angoisse! Poire d’angoisse!“ und es war offenbar, dass er damit seine Feindin meinte. Von seiner Seite war aber das Ganze mehr eine Demonstration als ein wirklicher Angriff.

Zuerst wollte Trina dem Amtsvorsteher Witthöft die Sache übergeben. Unerhört! Schon sind die Baasdorfer nicht mehr Herr auf eigenem Grund. Nach einigem Besinnen schien es ihr doch geraten zu sein, über den Vorfall ganz zu schweigen.

Aber was lässt sich in Baasdorf schon geheimhalten? Immer haben hinter Hecken und Hausecken doch irgendwo Lauscher gestanden. Grotmaacks Großknecht wusste den Auftritt haargenau zu schildern, und von ihm ließ Hans Vollert sich Bericht geben. Der Knecht behauptete auch, den immer wiederholten Schmähruf des Fremdlings noch gut im Ohr zu haben. Hans konnte aber mit dem Getater nichts anfangen und hätte doch gar zu gern seinen Sinn gewusst.

Da machte er sich zuletzt an Duroc heran, um dem Geheimnis auf den Grund zu kommen. Poire d’angoisse, das bedeutete Würgbirne, Birne der Beklemmung. Des weiteren war noch von einem Folterwerkzeug die Rede, das in alten Zeiten den Opfern in den Mund gezwängt und dann mittels einer sinnreichen Einrichtung aufgetrieben wurde. Der italienische Franzose hatte unter dieser Bezeichnung die Gurgelschnürer, das Marterinstrument und die dröge Trina zusammengefasst. Für Hans Vollert, der seine Nase so gern auf die Spuren menschlicher Merkwürdigkeiten drückt und außerdem am Klang besonderer Wörter große Freude hat, war dies ein gefundenes Fressen. Er ließ sich die neue Bezeichnung für Trina von Duroc aufschreiben, wobei – wieder ein Grund zum Staunen! – zutage kam, dass diese Südländer einem ganz unmissverständlich „Ofenruß“ hinschreiben und es dann wie „Puderzucker“ gelesen haben wollen. Um sicher zu gehen, setzte Hans die Lautfolge in christlicher Rechtschreibung unter

Durocs Krähenfüße auf den Zettel, wo nun „Poahr Dangoaß“ zu lesen stand.

In der Folge brachte Hans für das Dorfbewusstsein zwischen Trina und ihren Birnen eine Entsprechung zur Geltung, die Sibbel-Lischen für sich und in aller Stille schon lange vollzogen hatte.

Im Spätherbst wurde die Bahn mit allerlei kostspieligen Harlekinaden in Betrieb genommen. Die Mannsleute gebärdeten sich wie wild, entdeckten eine neue Möglichkeit nach der andern und überboten sich im Entwerfen ausschweifender Zukunftsbilder.

Alles, was die Männer zur Verherrlichung dieser sogenannten „Errungenschaft“ anführen konnten, wurde von Trina und Wieb Thun in ihren halbgeheimen Unterredungen kritisch zerfasert. Böttcher und Schmied taumeln vor Glück, weil ihnen nun, nachdem sie eine simple Postkarte geschrieben haben – die kostet einen halben Groschen! – Holz und Eisen so einfach vor die Tür gekarrt wird. Ja, muss denn die Welt so eingerichtet werden, wie es solchen Leuten genehm ist? Die sind abhängig und haben unter Bauern gar nichts zu fordern. Aber schändlicherweise jubeln auch Bauern selbst der neuen Zeit zu, besonders Leute wie Hans Vollert und Jehann Grotmaack.

Sie preisen mit hochachtungsvollem Überschwang Ehler Steffens aus Tönnstedt als einen Mann, der die Zeichen der Zeit versteht. Der wird demnächst bei unserem neuen Bahnhof zwei große Schuppen bauen, einen für Getreide und Futtermittel und den anderen für künstlichen Dünger. Junge, Mensch, stelle dir doch mal vor, was das bedeutet! Ersparnisse auf der ganzen Linie! Tagelang lagen früher unsere Gespanne auf der Landstraße, wenn der Dünger aus der Stadt abgeholt werden musste. Rechne dir den Arbeitsausfall einmal in Talern aus! Dabei musst du Zehrgeld für die Fuhrleute noch draufschlagen. Eine Fahrt zur Bohmstedter Mühle schon dauert einen halben Tag und macht die entsprechenden Kosten. So machen sie sich duhn mit großen Worten und Gebärden, und am Schluss heißt es immer: „In Zu-

kunft haben wir alles vor der Tür“, und das klingt dann, als kämen von Aufgang und Niedergang, von Mittag und Mitternacht demütig alle Herrlichkeiten der Welt, um sich in den Dienst der Baasdorfer zu stellen.

Trina und Wieb lachten zu allem Hohn. Sie durchschauten die scheinheiligen Mannsleute, die ja doch überall nur die Gelegenheit zum Saufen und Geldverschwenden suchen. Ihren Sohn Siewert musste Spinneweber aber doch ganz entschieden von der Regel ausnehmen. Die Dröge tat anstandshalber dasselbe für ihren Bruder Hinneri, jedoch nicht mit ganz reinem Gewissen. Die anderen aber sind ohne jeden Zweifel allesamt gleiche Brüder mit gleichen Kappen.

Der Spinneweber hat neulich den sonst doch leidlich vernünftigen Ehler Reimers vom Kreuzweg beim Höker getroffen. Was handschlugte er da dem Höker vor? „Wenn ich in der Stadt was zu tun habe, denn kann ich nun alles für zwölf Groschen zu wissen kriegen. Ja, Mensch, für das Geld kann ich nicht anspannen. Ich muss in meinem Ausspann in der Stadt was verzehren, und der Hausknecht will sein Trinkgeld haben. Von Zeitverlust und davon, dass mir auf dem Felde dann ein Gespann fehlt, will ich noch gar nicht mal reden.“ So beten Verführte ahnungslos den Großmäuligen die zum Überdross bekannte Litanei künftiger Einsparungen nach.

In Wirklichkeit ist es doch so, dass die Bahn den Männern für *eine* zugestopfte Möglichkeit des Geldausgebens zehn neue geöffnet hat. Mit dem Bahnhof hat unser Dorf den zweiten Krug bekommen. Das will bedacht sein. Den Fahrkartenverkauf sehen die Mannsleute als eine reine Gefälligkeit des Bahnhofswirtes Peter Speck an, und sie müssen sich durch eine Zeche dafür erkenntlich zeigen. Das bilden sie sich wenigstens ein. Und mancher Bauer, der zunächst ganz ehrbar mit dem Abendkostzug nach Hause kommt, findet einen Verführer, geht in Peter Specks Gaststube und wankt spät in der Nacht duhn und gröhlend nach Haus.

Die beiden Frauen waren bei solchen Gesprächen ein Herz und eine Seele. Wieb Thun gab sich so ehrlich bekümmert, und Trina konnte nicht auf den Gedanken kommen, dass ihr da ganz unverschämt nach dem Munde geredet wurde. Gemeinsam empörten sie sich als gute Baasdorferinnen gegen die Tyrannei, die alsbald von der Bahn auszugehen begann. Die Züge bestimmten jetzt den Tageslauf, der doch, weiß Gott, bäuerlichen Gesetzen unterstand. Der abendliche Neun-Uhr-Zug in Richtung Stadt führte den Namen „Bettzug“, und es kam hier und da schon vor, dass die Leute mit den Augendeckeln klappernd und huhjahnend auf ihren Stühlen sitzen blieben, weil ihnen der zug mit seinem Gepfeife noch nicht erlaubt hatte, in die Federn zu gehen.

Hinneri hatte neulich schon den unerhörten Vorschlag gewagt, zum Kirchenbesuch mit der Bahn nach Bohmstedt zu fahren. Wenn Trina auf den Bruder zu sprechen kam, so geschah es selten ohne folgende Anmerkung: „Er ist ja der Bauer, und er hat das Sagen.“ Aber da hatte sie ihm denn doch Wind von vorne gegeben. Nein, Trina wollte auch in Zukunft ihrem Taler-Gott mit Pferd und Wagen die Aufwartung machen. Und wenn alle untreu werden, wenn selbst die Großen vom Kreuzweg an heiligen Feiertagen in Bohmstedt aus dem Zug klettern, als wären sie Schuster und Schneider, so soll doch der liebe Gott an Trina Dührsen niemals irre zu werden brauchen. An den bestimmten Sonntagen soll er Dührsens Wagen mit hochgeschlagener Deichsel auf dem Grandplatz neben Klaus Matthiesens Gasthof finden. Wenn alle nun wie Hinz und Kunz zur Kirche fahren, dann verbiestert ja der gute alte Gott. Dann kann er keine Reihe halten und weiß zuletzt Bauern und kleinen Leute nicht mehr zu unterscheiden. Diese letzten und geheimsten Besorgnisse behielt Trina aber für sich.

Im Anfang der neugestifteten Freundschaft hatte Wieb dem Satz: „Hinneri ist ja der Bauer, und er hat das Sagen“ gedankenlos Beifall genickt, wie man ja denn als ehrenwerter Mensch gehalten ist, die göttliche Ordnung nach Kräften zu stützen. Sie war

aber davon abgekommen, nachdem sie in ihr neues Gespinst Plan und Ordnung gebracht hatte. Hinter Trinas unterwürfigen Worten fühlte sie die geheime Auflehnung, und darum stellte sie den Ausdruck ihrer Begleitgebärden auf Vorbehalt, bedauernden Zweifel und diskreten Einspruch um. Manchmal schien es, als halte sie die andrängenden Worte des Widerspruchs nur mühsam hinter dem Stauwerk der Zähne zurück. Aber es soll keiner Wiebke Thun jemals nachsagen können, sie habe sich in anderer Leute Angelegenheiten eingemischt. Freilich, wenn man sie ausdrücklich um ihren Rat bittet, dann hält sie mit ihrer Meinung nicht zurück; denn dann ist Reden Christenpflicht.

Das Ergebnis aller Beratungen war immer folgendes: Trina hat sich durch verantwortungsvolle, jahrzehntelange Sparsamkeit und Arbeit auf dem väterlichen Hof unantastbare Rechte erworben. Es kann aber alles hinfällig werden, wenn Hinrich sich doch noch zu einer Heirat entschließt, zu der er in seinen Jahren kein Recht mehr hat. Diese allgemeine Unsicherheit wird nun verstärkt durch die verrückte Eisenbahn, die ein unübersehbares Anwachsen der staatlichen Steuerforderungen einfach herbeiführen *muss*.

Trina hatte sich mit schweren Sorgen zu plagen, und eines Tages war es dann so weit, dass sie Wieb Thun um ganz bestimmte Ratschläge angehen musste. Bisläng hatte der Spinneweber jedes Zusammentreffen herbeigeführt. Nun ging Trina wie zufällig am Thunschen Verlehntshaus vorbei, das, wenn man von der Schule absehen will, im Dorf das einzige „aufgetreppte“ Haus ist. Das Gebäude liegt an einem schmalen Weg, der um das ganze Thunsche Gewese herumführt. Dieser Weg hat mit dem Straßennetz des Dorfes nichts weiter zu tun, und wer ihn beschreitet, der hat Mühe, außerhalb eines Besuches im Verlehntshaus ein Gewerbe vorzutäuschen.

Wiebke Thun nahm dem ganz ungewöhnlichen Auftauchen Trinas in dieser Abgeschlossenheit sofort alles Peinliche. Als sie die Dröge nahen sah, riss sie schnell die Haustür auf und schnitt

alle erklärenden Stammeleien ab mit den hellen Worten: „Deern, komm rein! Ich koch‘ eine Tasse Kaffee“. Kaffee mit braunem Kandiszucker war für den Spinneweber seit Jahrzehnten der mannigfach erprobte Leim, mit dem er die Fäden seiner Gespinnste bestrich. Trina fürchtete wohl, durch die Annahme der Einladung in die Gepflogenheiten gewerbsmäßiger Schludertaschen abzugleiten. Aber ihre Not war zu groß, und so stieg sie mit schuldigem Respekt die granitene Stufen hinan.

Nach der ersten Tasse kam sie auf ihr Anliegen zu sprechen. „Wieb“, sagte sie, „du hast mir damals gesagt: Nimm dich sicher! Was meinstest du damit?“ Der Spinneweber zierte sich noch ein bisschen, dann brachte die Pflicht der Nächstenliebe mit gebieterischer Stimme alle Bedenken zum Schweigen. „Was du tun musst, mein Deern? Du musst Hinneri dazu kriegen, die Stelle auf deinen Namen überschreiben zu lassen, dann hast *du* Sicherheit, und sonst bleibt ja alles beim Alten. Du nimmst Hinneri ja nichts weg, und wenn er doch nicht mehr freien will, kann es ihm ja ganz gleich sein, was da im Amtsgericht in den Papieren steht. Du musst auch bedenken, mein beste Deern, dass Stellen, die auf einen Frauennamen eingetragen sind, in den Steuern ganz bedeutend herabgesetzt werden.“

Der Kaffee löste sogar der drögen Trina mehr und mehr die Zunge. Im Verein mit schönen Zukunftsaussichten zauberte er über ihr ledernes Gesicht eine fast jugendliche Röte, und auch, als sie ihr Kaffeeköppchen schon auf die Seite gelegt und sich also nach der Sitte der Gegend weiteres Einschenken sehr höflich verboten hatte, wusste der listenreiche Spinneweber in einem unbewachten Augenblick die Tasse doch immer wieder aufzurichten und neu zu füllen. Da musste denn alles, aber auch alles zur Sprache kommen. Als Stine Vollert und ihre verwerflichen Absichten auf Hinneri durchgehechelt waren, ließ sich Trina sogar hinreißen zur Preisgabe jenes Bildes, in dem Hinneri auftrat als Grotmaacks Jagdhund Tell und Stine Vollert als Hökers kleine Dackeltiff. Wieb Thun sah mit Erstaunen ein gewisses Glimmen

in den Augen ihrer Freundin, bemerkte auch die Flecken einer tieferen Röte, die auf den hervortretenden Backenknochen kreisrund und scharf abgesetzt hervortraten, und wusste nun, dass der Drögen am Ende auch von *der* Seite beizukommen war. Diese Entdeckung hatte für sie große Wichtigkeit.

Sie hütete sich wohl, von dem zu sprechen, was sich im ganz Geheimen zwischen ihrem Sohn Siewert und Stine Vollert angesponnen hatte. Einmal – sie schämte sich dessen jetzt – hatte sie die Unmöglichkeit dieser Verbindung schlagend bewiesen mit einem einfachen Hinweis auf das Alter der Vollert-Deern. Sie war ein Jahr älter als Siewert und konnte darum für ihn unter gar keinen Umständen in Betracht kommen. Die Frau darf nicht älter sein als der Mann; dies Gebot wird überall da befolgt, wo noch Zucht und Sitte herrschen.

Wieb kennzeichnete nun die Vollert-Deern im allgemeinen als eine ganz abgefeimte Buhlerin. Im Stillen ärgerte sie sich über die Voreiligkeit, mit der sie vor ein paar Wochen über Siewert und Stine geredet hatte. Aber auch der schlaueste Spinneweber kann unmöglich das ganze zukünftige Netz schon fertig vor sich sehen, wenn er sich eben erst auf gut Glück an seinem Faden ins Ungewisse hinausgeworfen hat. Und hier war noch nichts endgültig verdorben. Es ließ sich alles noch wieder richten. Als die beiden Freundinnen endlich voneinander schieden, sahen sie beide die Zukunft in rosigem Licht.

Einige Tage später stellte Trina dem Bruder Hinneri ihre Pläne vor und befließigte sich dabei aller weiblichen Sanftmut, die sie irgend aufbringen konnte. Aber der Vorrat war ja nicht sehr groß, und die Auseinandersetzung wurde schnell laut und bitter. Hinneri lief aus der Stube und donnerte die Tür ins Schloss. Von nun an legte es Trina tagaus, tagein auch aufs Lärmen an, und Hinneri merkte bald, dass die teure Schwester in der von ihm gewählten Kampfesart doch der Obermann war. Bei allen Mahlzeiten flog das Geschirr klirrend auf dem Tisch herum. Ging er in die Küche, so kam vom Herde her ohrenbetäubendes Gerassel

der Töpfe; trat er vor die Blangtür, so ließ Trina die Milchkannen mit Getöse über das Hofpflaster rollen.

Dem armen Hinneri war das Herz so schwer. Die Scham verbot ihm, sich seinem Freund Hans Vollert zu offenbaren, dessen Haus er außerdem mied, weil er vor Wochen von dort einen schweren Korb hatte heimtragen müssen. Um allein zu sein, um aber auch wirklich keinen Menschen zu treffen, ging er am Sonntagnachmittag auf die Katzheide, die noch in Blüte stand. Die Sonne des späten August brannte so sehr, dass er in einem kleinen Tannenwäldchen an seinem Wege Kühlung suchte. Und dort – ja, dort saßen auf dem bemoosten Rand einer kleinen Sandkuhle Siewert Thun und Stine Vollert. Mit einem leisen Gruß ging Hinneri an den tief Errötenden vorbei. Zorn? Nein, Zorn war nicht in ihm, nur Traurigkeit, nur Traurigkeit. Er konnte doch Stine Vollert nicht zwingen wollen, die Entscheidung ihres Herzens rückgängig zu machen.

Auf dem Heimweg dachte er den Plänen seiner Schwester nach. Für ihn war das Leben doch zu Ende, und wenn Trina die Stelle auf ihren Namen nahm, so änderte sich damit eigentlich nichts. Nur musste er sich ausbedingen, dass um seiner Mannesehre willen die Umschreibung vor dem Dorf geheimgehalten werde. Und wenn sich auf diese Weise Steuern sparen ließen, so war das eine gute Sache. Das Geldausgeben wurde ihm schon im allgemeinen und ganz besonders in Hinsicht der Steuern sauer; denn er war doch ein echter Dührsen. Bis zur Hälfte des vierten Lebensjahrzehntes hatte er unter der Tyrannei des alten Peter keine Gelegenheit gefunden, den eigenen Willen zu üben und zu stählen. Und so ergab er sich denn in sein Schicksal.

Die Baasdorfer hatten zu staunen, als an einem Septembermorgen, der in keiner Weise ein besonderes Gesicht zeigte, Dührsens Federwagen nach Norden zu aus dem Dorf rasselte. Auch die Bestunterrichteten hatten von Ausfahrplänen der Geschwister nichts erfahren. Knecht und Magd wussten nur von einer Fahrt in die Stadt, und einige der Zeitgemäßen nörgelten, dies

hätte sich denn doch auch mit der Bahn abmachen lassen. Aber sollte sich Trina am Tage ihres Triumphes wie irgendeine Hergelaufene in die dumme Eisenbahn setzen? Nein, das konnte mit Fug keiner verlangen. Während der Fahrt über die Katzheide, wo die Pferde des tiefen Sandes wegen vorwiegend im Schritt gehen mussten, fühlte sie die Augen ihres Taler-Gottes wohlgefällig auf sich ruhen. Darum reckte sie sich auch ihrem Gebieter entgegen, während Hinneri zusammengesunken im Wagenstuhl saß und schweigend an seiner Pfeife zog. Bevor sie bei Bohmstedt in die belebte Kunststraße einlenkten, die schon in dänischer Zeit gebaut worden war, musste Hinneri sattem bekannte Regeln seines Verhaltens noch einmal vernehmen. Besonders streng wurde ihm verboten, vor der Obrigkeit von dem Steuernachlass zu reden.

Als sie dann in dem lichten und geräumigen Flur des Amtsgerichts standen, musste doch auch Trina schwer um Haltung ringen. Das Gebäude, das im galanten Jahrhundert als Palais einer Adelsfamilie aufgeführt worden war, hatte einstmals in diesem Raum leichtlebigen Volk zu Festen empfangen und konnte sich immer noch nicht recht zur düsteren Amtlichkeit bequemen, die jetzt von ihm gefordert wurde. Trina und Hinneri aber fühlten sich dadurch nicht erleichtert. Bei bestem Gewissen kamen sie doch in eine scheußliche Armesünderstimmung.

Der Gerichtsdienner fragte finster nach ihren Wünschen, und als sie für eine Umschreibung einen Richter verlangten, da hellte sich sein Gesicht nicht im mindesten auf. Er schien dies Vorhaben entschieden zu missbilligen und befahl den beiden barsch das Warten an. „Nehmen Sie Platz!“ herrschte er sie an. Sie drückten sich aber nur scheu in eine Ecke. Ganz ahnungslos hätten sie ja neben einen Dieb oder Betrüger geraten können, und außerdem kam ihnen in diesem Raum *jede* Sitzgelegenheit wie eine Armesünderbank vor. Allerlei Herren, alte und junge, bebrillte und unbebrillte, liefen mit Akten über den Flur, fanden aber im Drang ihrer Geschäfte immer noch Zeit, die beiden Baasdorfer mit misstrauischen Blicken zu mustern.

Plötzlich hörten sie sich mit Namen angerufen. Vor ihnen stand Hans Ramm aus Schafstedt, ein Batteriekamerad ihres Bruders Jürgen, der hier seit Jahren als Sekretär Dienst tat. Trina und Hinneri fühlten sich wie ertappt. Allen Fragen nach ihrem Begehr wussten sie mit bauernschlaun Redensarten auszuweichen. Der Sekretär erkundigte sich nach ihren Ausweispapieren, und als sie nicht wussten, was damit gemeint sein könne, lachte er etwas spöttisch und sagte: „So wird der Richter mich nachher rufen, um eure Identität bezeugt zu bekommen, und dann werde ich auch erfahren, was ihr auf dem Herzen habt.“ Damit verschwand er.

Trina und Hinneri sahen sich verstört an. Hans Ramm wird dem Bruder Jürgen erzählen, was sich ereignet hat. In dieser Gefahr bemächtigte sich Trina des Oberbefehls über die notwendig gewordenen strategischen Bewegungen und lenkte sie allein mit den Augen. Die Geschwister drückten sich an der Wand entlang unauffällig dem Ausgang zu. Einmal mussten sie noch stehen bleiben und die Harmlosen spielen, weil eben der Gerichtsdienner wieder auftauchte und sie scharf ins Auge fasste. Als er aber um eine Ecke verschwunden war, drückten sie sich aus der Tür und fühlten sich erst leidlich sicher, nachdem der Verkehr der Königstraße sie eingeschluckt hatte.

Da war nichts zu machen: sie mussten nun doch dem Advokaten Mehrens am Schlossplatz wegen ihrer Sache die Tür düstern. Wieb Thun hatte Trina vor den Advokaten entschieden gewarnt. Diese Kerls sind immer darauf aus, ihren Mitmenschen das Geld aus der Tasche zu ziehen, und jedes dritte ihrer Worte heißt „Gebühren“. Dagegen gibt der Staat den Richtern von unsern Steuern ihr Gewisses, und dafür müssen diese den Leuten umsonst beistehen. Es war aber nun nicht zu ändern: die ärgerlichen Gebühren mussten in Kauf genommen werden.

Rechtsanwalt Mehrens brachte die Sache denn auch schnell in Ordnung. Nur war Trina ein wenig enttäuscht darüber, dass sich die heilige Handlung im äußeren Verlauf so gar nicht auf

Feierlichkeit zugeschnitten zeigte. Doch am Ende war alles gut. Trina trug eine unsichtbare Krone. Die Unsicherheit ihres Lebens hatte ein Ende, und mit den Steuern war dem raubgierigen Staat ein artiges Schnippchen geschlagen.

Sechstes Kapitel

In der Folgezeit - die Bahn macht ja vieles möglich – kam Wilhelm oft zum Sonnabend und Sonntag aus der Stadt nach Baasdorf, um im ländlichen Leben mehr und mehr Fuß zu fassen. Obwohl er sich unter den Dorfjungen eine feste Stellung geschaffen hatte und ihren Spielen und Kriegszügen gegen die Schafstedter meistens Führer war, verhehlte er in einer ganz undörflichen Unbefangenheit doch niemals, dass seine Besuche in erster Linie Else Grotmaack galten.

Trina liebte ihren Neffen; das stand außer Frage. Aber die Bedenken gegen seine Thronfolge gewannen mehr und mehr an Gewicht. Mauste er nicht aus der Kellerstube Äpfel, um sie Sibbel-Lischens Deern zuzustecken oder unter seinen Spielkameraden großspurig zu verteilen? Zwei Grundregeln eines erfolgreichen Lebens musste er unbedingt noch lernen: 1. Mir schenkt auch keiner was, 2. was ich weggebe, das bin ich los. Aber kann ein Mensch solche Weisheit erwerben, wenn die Plummdeern sie ihm nicht ins Blut gegeben hat?

Ja, die Plummdeern! Die prahlt mit der Geburt dieses Jungen wie mit einer Heldentat, zu der ihre Schwägerin sich als unfähig erwiesen hat. Plötzlich sah Trina den kleinen Wilhelm als Säugling in seinem Korb liegen. Da strömte es von allen Teilen ihres Körpers dem Herzen zu und vor sich sah sie die Familienwiege der Dührsen, die auf dem Boden hinterm Schornstein stand. Es lag ein Kind in der wieder zu Ehren gekommenen Wiege, ein kleines Kind. Es schlief und hielt dabei die rosigen Fäustchen geschlossen vor dem Mund, und es war ihr Kind, Trinas Kind. Hatte ihre Würde als Besitzerin der Bauernstelle in ihr einen Krampf gelöst? Trina, die dröge Trina, geriet ins Träumen. Schön war, was ihr da als Bild vor den Augen schwebte. Da wächst ein Knabe heran, der die guten Grundsätze als Erbe im Blute trägt und dem man darum dermaleinst getrost den Besitz übergeben kann. Und als Beigabe zu all der Herrlichkeit war

auch der Triumph über die aufgeblasene Plummdeern nicht zu verachten.

In Trina war etwas verändert. Das fühlte sie selbst an dem Tage, als ihr die kleine Doris Stieper vom Kreuzweg für den Bruder Hinneri folgende Bestellung ausrichtete: „Was dein Vater man mal rüber kommen wollte nach uns.“ Kleine Kinder, die unmöglich schon in alles eingeweiht sein konnten, nahmen Trina und Hinneri Dührsen ganz harmlos als Ehepaar. Bisher hatte die Dröge diesen kindlichen Irrtum keiner Beachtung für würdig gehalten. Heute sagte sie streng: „Hinneri ist mein Bruder, und wer noch nicht weiß, dass Frauen keinen Vater haben, sondern einen Mann, der ist noch ein ganz großer Dummbart.“

Die Freundschaft mit dem Spinneweber war während des vergangenen Winters immer enger geworden. Als Wieb Thun an einem sonnigen Maitag zu Trina in den Garten kam, ließ sich diese in ihrer Arbeit gar nicht so ungern stören. Sie standen noch in den Vorverhandlungen. Zu richtigem Reden war der Garten jetzt nicht der Ort, weil hinter der Dornenhecke die neue Straße vom Bahnhof an den Kreuzweg gebaut wurde, die herrliche Straße, die mit glattem Pflaster und erhöhten Gehbahnen an der Seite dem bis dahin so verachteten unteren Dorf ein fast städtisches Ansehen geben wird. (So predigen die unbesonnenen Priester des Fortschritts.)

An diesem Nachmittag nun musste Lena, die Frau des Pantoffelmachers Holm, unbedingt mit ihrer Ziege zum Bock. Es graute ihr vor dem Spießrutenlaufen durch die Gasse der Straßenarbeiter; denn denen saß die Zunge locker. Wenn schon Dorfeingesessene es nicht unterlassen können, einer Frau, die mit der Ziege zum Bock zieht, sehr anzügliche Späße zuzurufen, wessen hat man sich dann von diesem hergelaufenen Volk zu versehen? Eine Stute, die zum Hengst geritten wird, ist eine äußerst respektable Kreatur. Aber eine Ziege? Nein, da muss man lachen.

Wieb Thun und Trina wurden hinter der Dornenhecke Zeuge dessen, was Lena Holm mit ihrem närrischen Tier von den „ver-

rückt schnackenden“ Männern anhören musste. Wider Willen kam Trina in heftiges Lachen, und da in ihren Augen das Glimmen und auf ihren Backenknochen die roten Flecke erschienen, so durfte der Spinneweber die Stunde für günstig halten.

Trina zeigte sich nicht nur zum Schwätzen geneigt, sie war auch erbötig, eine Tasse Kaffee zu kochen. Die beiden Frauen gingen in die Stube, und als dann der Türkentrank zu wirken begann, spannte der Spinneweber sein Netz. Heute – das fühlte er – werde ihm ein großer Anschlag glücken.

„Lena Holms Ziege hat es spät in den Kopf gekriegt“, sagte Wieb bedeutungsschwer. „In der Regel machen die Tiere diese Sache im September oder Oktober ab. Der Mai ist etwas ungewöhnlich; aber das gibt dann die besten Lämmer.“ Dabei fasste sie Trina scharf ins Auge, und diese musste lachen, da ihr die Späße der Männer wieder einfielen. Und nun fing die gesetzte Witfrau Wiebke Thun an, von den Männern allerlei Geschichten zu erzählen, bei denen sich die Flecke auf Trinas Backenknochen in ihrem Rot immer schärfer hervorhoben, und bei denen sogar die nahezu Siebzigjährige in ein Feuer geriet, das ihren Jahren nicht recht mehr anstand. Dann ging sie – und nun in ernsten Tönen – dazu über, die Freuden der Mutterschaft zu schildern, und zuletzt ergriff sie die Hand der anderen und rief begeistert: „Trina, du musst freien, mein Deern! Du musst einen Sohn haben, einen Menschen von deinem Fleisch, von deinem Blut und von deinem Geist. Dann hast du keine Sorgen mehr; dann bist du ganz gesichert und du weißt, für wen du strebst und arbeitest.“ Ja, Wieb zog alle Register, wenn es mir denn verstattet sein soll, einen Spinneweber Küster Dreesen ins Handwerk pfuschen zu lassen.

Trina war bei diesem Sturm auf ihr Weltverstopfertum zunächst sprachlos, und dann brachte sie ihre Bedenken vor. Doch der Spinneweber wusste allem wohl zu begegnen. Hinrich? Aber was ändert sich denn für den? Gar nichts ändert sich. Er wird auf der Stelle bleiben und so weiter arbeiten, wie er es immer getan

hat. Zu alt, Deern? Ach, Trina, snack doch nicht! Du bist vierzig, und das ist kein Alter. Anna Sievers in Nindorf freite mit dreiundvierzig und hatte dann noch drei Kinder.“ Es klang alles so überzeugend, und es stieg in der drögen Trina auf wie zur Maienzeit der Saft in den alten struppigen Weiden am Aurand. Wieb Thun wusste, wie es um sie stand, und durfte nun zum großen Schlag ausholen.

„Trina“, sagte sie sehr bestimmt, „ich weiß auch einen Kerl für dich.“ Die Angerufene sah mit äußerster Spannung zu ihr herüber; aber der Name durfte noch nicht genannt werden. „Du musst einen jungen Kerl nehmen!“ hieß es nun mit einschmeichelnder Überzeugungsfestigkeit. „Immerhin hast du deine geschlagenen Vierzig auf dem Buckel. Ein Alter – hier kicherte sie – kriegte dich nicht mehr richtig in Gang, und dann wäre alles umsonst. Auch lassen sich junge Männer viel besser lenken.“

Der Redenden fiel ein, dass sie noch im vorigen Jahr eine Ehe, in der die Frau den Altersvorsprung hält, als Ungehörigkeit verdammt hatte. Daran aber dachte Trina jetzt nicht. Es hatte sie damals auch nicht misstrauisch gemacht, als sich nach der Umschreibung die Sache mit dem Steuernachlass nicht verwirklichte. Was Wieb Thun sagte, klang so plausibel, dass sich dagegen nichts einwenden ließ.

Jetzt aber drang Trina mit unwiderstehlicher Ungeduld auf den zögernden Spinneweber ein: „Sag mir den Namen! Sag mir den Namen!“ Und in feierliche Stille hinein klang der Name: „Siewert!“ Da fuhr die Dröge, die sich weit über den Tisch gebeugt hatte, doch wie vor etwas Unmöglichem zurück: „Dein Siewert? Aber er ist doch erst dreißig Jahre alt. Das macht zehn Jahre Unterschied.“ Und nun seht den Spinneweber! Er weiß, Trina hängt doch mit einem Schürzenzipfel in seinem Netz. Nun fährt er herzu, entfernt sich, kehrt zurück, immer den Faden klebrig-süßer Rede hinter sich herziehend, bis das Opfer ganz eingewickelt ist. Siewert ist so gut, so grundgut, still, arbeitsam, nüchtern, sparsam. Wenn alle Männer wären wie der, dann müssten

die Krugwirte samt und sonders vom Kram laufen. Und er ist so leicht zu lenken, so leicht zu lenken. Über der Kaffeekanne fanden sich die Hände der Verschworenen. Was nun werden sollte, musste zu einer anderen Stunde beraten werden. –

Es ist nun wohl an der Zeit, uns etwas genauer nach Siewert Thun umzusehen. Vielleicht hätte das wegen seiner Bedeutung in unserer Geschichte schon früher geschehen sollen: aber was gab es denn von ihm groß zu erzählen, solange er Junggeselle war? Siewert ist mit seinen dreißig Jahren ein mittelgroßer, gutgewachsener junger Mann, dem ein blonder Schnurrbart nicht übel zu Gesichte steht. Sanfte Gemütsart und Neigung zum Sinnieren kennzeichnen ihn als rechten Nachkommen seiner Großmutter väterlicherseits, die „tiefdenkerisch“ war, mit welchem Wort hierzulande diejenigen benannt werden, bei denen man eigentlich immer auf eine Überführung nach Schleswig gefasst sein muss. Das ungebärdige Wesen der jungen Leute hat Siewert nie zugesagt, und da er mit seiner Mutter das Verlehntshaus bewohnt, haben äußere Umstände und innerer Hang sich zusammengefunden zu der Wirkung, ihm in jungen Jahren das Gehabe eines Verlehntsmannes zu geben.

Es ist von jeher Siewerts Unglück, immer dann, wenn sich für ihn eine Wendung ankündigt, von einem Erfolgreichen übertroffen und beiseitegeschoben zu werden. In dem Streben nach Gleichberechtigung mit anderen meldete er sich achtzehnjährig freiwillig zur Artillerie, wurde aber abgewiesen und musste später zweimal vergeblich zur „Session“ gehen. Erst beim dritten Mal durfte auch er Rockaufschlag und Mütze mit den besonderen künstlichen Blumen zieren, die den „Gezogenen“ ausweisen. Nun aber war er für den Train bestimmt, welche Truppengattung, obwohl sie mit Pferden zu tun hat, als spottweise so genannte „Kolonne Prrr“ nicht eigentlich als Militär gewürdigt wurde. Die Reservisten und Landwehrleute des Trains waren im Kriegerverein für Baasdorf und Umgegend zwar großmütig geduldet, wurden aber mit dem spöttischen Ruf „Kolonne Prrr“ sofort in ihre

Schranken zurückgescheucht, wenn sie nach Meinung der Kavalleristen und Artilleristen den Mund zu voll nahmen.

Mutter Wieb hatte die Geschwister ihres Zweitjüngsten streng in der Reihenfolge des Alters nach ihren Plänen verheiratet. (Lise Grotmaack bezweifelt mit gutem Grund, dass dabei immer Segen herausgekommen ist.) Für Siewert hatte Wieb ein Mädchen aus Tensjahe in Aussicht genommen, einziges Kind und Erbin eines guten Hofes. Als aber die Familien miteinander Fühlung nahmen, lief Hans, der jüngste Thun-Sohn, dem Bruder Siewert sofort den Rang ab. Hans griff seine Sache so herzhaft an, dass die Hochzeit mit einiger Beschleunigung gehalten werden musste. Seine Mutter ärgerte sich ein wenig über diese Eigenmächtigkeit. Auch war ihr die Reihenfolge über den Haufen geworfen. Aber Hans war doch ein Mensch, der „sich sicher zu nehmen“ wusste, und das schmeichelte ihrem Mutterstolz.

Für Siewert hatte sich in den Jahren seitdem zum „Einfreien“ keine Gelegenheit mehr geboten. Er lebte mit seiner Mutter im Verlehntshaus und versah die damit verbundene kleine Landwirtschaft, die allerdings nicht seine ganze Arbeitskraft beanspruchte. Was davon frei blieb, stand dem älteren Bruder auf dem väterlichen Besitz zur Verfügung. Was hatte er von seinem Leben? Seltene und ganz verstohlene Zusammenkünfte mit Stine Vollert waren das Beste. Aber immer lag über solchen Freuden der Schleier der Wehmut; denn Siewert wusste, dass die strenge Mutter seinem Glück Folge und Dauer versagen werde. Seine Mutter hatte auch in ihren Abmachungen mit Trina Dührsen die Möglichkeit einer Aufsässigkeit ihres Sohnes gar nicht berührt. So etwas konnte es einfach nicht geben. „Der Eltern Segen bauet den Kindern Häuser“, so stand es in der Bibel, und das vierte Gebot war ihr das erste.

In der Folge wurde der Verkehr zwischen den beiden Verschworenen immer enger. Lise Grotmaack sah dem mit steigendem Misstrauen zu. Sie wusste zu gut, dass Wiebke Thun ihre Freundschaft nicht verschenkt; aber sie konnte nicht durchschau-

en, was da drüben gesponnen wurde. Doch konnte es unmöglich etwas Gutes sein. Und so weinte das sanfte Sibbel-Lischen manche Träne des Ärgers und des Zornes.

Die dröge Trina hatte sich unter gutem Zureden schon ganz in die Rolle der Braut eingefühlt. Sie musste ihre Schwiegermutter um so entschiedener für eine ganz vorzügliche Frau halten, als diese vor dem Taler-Reichtum der Dührsen ihren Respekt oft und wortreich bekundete. Das Lauern in solchen Äußerungen überhörte Trina. Tapfer widerstand sie der manchmal starken Versuchung, der anderen mit genauen Zahlen vor die Brust zu springen.

Man verschwieg sich die Ungewöhnlichkeit der geplanten Heirat nicht ganz. Es musste ein großes Gerede ausbrechen. Ihm konnte aber viel Stoff dadurch entzogen werden, dass man im Übrigen alles in den Bahnen des Herkömmlichen verlaufen ließ. Der Herbst ist die Zeit der Verlobungen. Aber unser Dorf will damit nicht überrumpelt werden, und da hat nun der Johanni-Markt in der Stadt seine große Bedeutung. Eine Verlobung ist in der Ordnung, wenn sich feststellen lässt, dass die Brautleute sich schon auf dem Johanni-Markt "gehabt haben". In der Hinsicht war alles Notwendige zwischen Trina und Wieb verabredet.

Das Kindervergnügen, oder das „Schülerbier“, wie wir es nennen, fand auch in diesem Jahr um die Zeit der Rotdornblüte statt. Wilhelm Dührsen, der jetzt Zwölfjährige, kam dazu für zwei Tage nach Baasdorf. Wie ein Ortseingesessener beteiligte er sich am Scheibenschießen der Knaben und zog mit dem fünften Preis ab, was eine sehr gute Leistung war, wenn man sein Alter in Betracht ziehen wollte.

Am Nachmittag eröffnete er im Ehrenkreis der „Gewinner“ die Tanzbelustigung mit Lene Volquarts, die beim Ringfahren der Mädchen fünfte geworden war. Nach Erledigung dieses lästigen Dienstes hatte er nur noch Augen und Ohren für Else Grotmaack. An den Saalwänden herum saßen die Mütter, um dem Tanz zuzusehen. Sie sprachen ganz harmlos immer nur vom

„Tokieken“. Es kam aber auch sehr darauf an, die Festkleider der Mädchen einzeln zu betrachten, miteinander zu vergleichen und aus solchen Beobachtungen allerlei Schlüsse zu ziehen. Auch Trina Dührsen saß im Kreis der Tokieker; denn sie hatte ja sozusagen einen Sohn im Saal.

Der machte ihr aber beträchtliche Sorgen. Vorerst musste seine Kleidung noch immer als viel zu städtisch gelten, und dies Getue mit der Grotmaack-Deern war im höchsten Grade genierlich. Das Ineinander-Versunkensein der Kinder war aber von der Art, dass es nur bei hoffnungslos kleinen Seelen zum hämischen Lächeln reizte. Die meisten Zuschauer betrachteten das Paar mit einer versonnenen Freude, in die sich beim Gedenken an die ferneren Tage der eigenen taufischen Unschuld ein wenig Wehmut mischte. Der Lehrer, der in der Mitte des Saales stand und Tanzordnung hielt, sah zu Lise Grotmaack hinüber, und sie lächelten sich an. Dann musste Sibbel-Lischen natürlich einige Tränen zerquetschen.

Trina beobachtete alles in steigendem Zorn. Sibbel-Lischen spielte die Gerührte, befasste sich aber vermutlich nebenher mit allerlei Berechnungen, in denen die Dührsen-Taler obenan standen. In einer Tanzpause lief Wilhelm zum Höker, um für seine Dame Schokolade zu kaufen. Dies hatte in den Baasdorfer Schülerbier-Gepflogenheiten keinen Ort und verursachte darum großes Aufsehen. Wilhelm hatte am heißen Tag die unverpackte Schokolade in seiner verschwitzten Hand gehalten, und es erregte allgemeine Heiterkeit, als Else auf ihrem funkelneuen weißen Kleid in brauner Farbe eine Hand abgebildet trug. „Das ist Wilhelms Hand“, lärmten die Jungen. Trina hätte vor Scham in den Boden sinken mögen. Lise Grotmaack erhob sich und führte ihre Tochter nach Hause, und hier, wo wirklich einmal Tränen am Platz gewesen wären, hier lächelte sie und tat so, als ob sie sich aus einem verschmierten neuen Kleid nichts machte. Als Mutter und Tochter nach einiger Zeit wieder auftauchten, Else in

geringerer Gewandung, da schienen sie in ihrer Feststimmung ganz unerschüttert zu sein.

Um die Zeit des Abendbrotes wurde eine einstündige Pause gemacht, die Trina benutzte, um daheim an dem Neffen ihre Empörung auszulassen. Sie verlangte, dass er am Abend höchstens nur noch dreimal mit der „Deern“ tanze. „Die Leute sprechen da schon über“, das war ihre Begründung. Aber die verfiel nicht bei Wilhelm. Er knirschte mit den Zähnen, stampfte den Fußboden mit den Stiefeln und sagte ingrimmig: „Die Leute gehen mich nichts an. Else Grotmaack soll meine Frau werden, und wenn du das nicht haben willst, so will ich hier auch nicht Bauer werden.“

Nach dem Abendessen blieb Trina zu Haus. Der Auftritt mit Wilhelm war ärgerlich, gab ihr aber die Freiheit des Handelns endgültig zurück. Sie konnte diesem Jungen das Erbe nicht geben; sie *durfte* es nicht tun. Er war eine Gefahr für die Taler, weil die Art der Mutter in ihm zu stark durchschlug. In seinen Adern war dem kostbaren, schweren, bitterherben Dührsenblut zu viel leichter, süßlicher Plummensaft beigemischt.

Trina hatte jetzt in Hinsicht des Johanni-Marktes und dessen, was ihm nach und nach folgen sollte, ein sehr gutes Gewissen. Mit der lieben Schwiegermutter war alles besprochen. Der Spinneweber hätte nicht Wieb Thun heißen müssen, wenn es ihr in der seit Mai vergangenen Zeit nicht gelungen wäre, den anfangs verzweifelten Widerstand ihres Sohnes völlig zu brechen. Von einem Widerstand war selbstverständlich der Braut gegenüber nie die Rede gewesen.

Am dritten Johanni-Markttag, dem sogenannten Haupt- oder Bauerntag, muss sich unsere Stadt, wenn man sie und ihre Umgebung von oben aus der Luft beobachten könnte, wie ein gewaltiger Strudel in weitgedehntem Gewässer ausnehmen. In großem Umkreis wird alles, was im Wasser schwimmt, von diesem Strudel angezogen. Von allen Seiten strömen ihm Fußgänger, Radfahrer, Automobile, Bauernwagen unterschiedlichster Größe und Form, ja, sogar Eisenbahnen wie hilfloses Treibholz zu, und je

näher sie ihm kommen, desto mehr steigert sich Eile zum Vorwärtsrasen. Es müsste ein atemraubender Anblick sein.

Der Höllenlärm gegnerischer Musikinstrumente liegt wie eine schwere Wolke über der Stadt. In das musikalische Chaos hinein heulen die Dampfsirenen der Rutschbahnen, knallen die Patronen, die den Lukas in wirbelnde Bewegung versetzen, bimmeln Glocken, donnern Eisen- und Messingbleche. Im Näherkommen drängen sich auch die bescheideneren Geräusche auf den Plan, vor allem die heiseren Stimmen der Ausrufer, und dann wird es erst toll. Und nun, wenn das Ohr schon schwer um die Bewältigung seiner Aufgaben ringt, bekommt auch das Auge zu tun. Grelle Farben, schreiende Plakate überall! An senkrechten und waagerechten Achsen drehen sich Räder, deren Durchmesser zwischen der Spannweite bunter Propeller und den Riesenmaßen der Karussells und Russischen Schaukeln liegt. Es flirrt und flitzt, glimmt und glitzert vor den Augen, und alles ist bestrebt, jenes Schwindelgefühl hervorzurufen, in dem die Jahrmarkts-wonne auf ihren Gipfel kommt.

So stürmt es auf Gehör und Gesicht ein. Aber auch die anderen Sinne haben dem Ansturm der Eindrücke standzuhalten. Was wird dem Geruch zugemutet! Buden mit warmen Würstchen, Buden mit Schmoraalen, Schnellbäckereien, Zuckerstangenfabriken vereinigen ihre Dünste wie zu einem schauerlichen Geruchskonzert, dessen Solopart für den Geruch zweifelhaften Fettes geschrieben wurde.

Und überall liegen in Massen Dinge, die dem Gaumen eine Verlockung sind. Von ihnen sei nur der türkische Honig erwähnt, der den Begehrlichen dargereicht wird von einem Türken mit echtem Fez und noch echterem Hamburger Platt. – Und nun zum Tastsinn! Da gibt es in dem barbarischen Gedränge unbeabsichtigte Rippenstöße und Tritte auf die Hühneraugen, und die sehr beabsichtigten kleinen Berührungen schöner Damen. Da gibt es als anknüpfende Liebesbezeugungen das Fächeln der Federwische im Gesicht oder den herzhaften Schlag einer Papierklapper

auf den Kopf. Alle Werbenden, die zarten, zögernden und die derbe zupackenden, finden das Werkzeug, das ihrer Gemütsart entspricht. Hier und da hört man das Prusten und Spucken, das entsteht, wenn einem harmlos zum Staunen aufgerissenen Mund meuchlings zugemutet wird, eine Handvoll Confetti zu schlucken.

Ja, der Johanni-Markt macht es den Menschen unmöglich, sich auch nur mit einem Teil seines Wesens dem Gewühl zu entziehen. Er fordert gebieterisch den ganzen Menschen, und allen fünf Sinnen gibt er überreichlich zu tun. Stadtleute nun sind dafür bekannt, dass sie sich gerne zieren, und darum ziehn sie dem Jahrmarkt eine Schnute und tun so, als machten sie allerlei Vorbehalte. Sie setzen eine Leidensmiene auf und beklagen sich über „Radau“. Wenn man es richtig sieht, bekennen sie sich damit nur zu ihren kläglich schwachen Nerven. Aber wir Baasdorfer – Donnerwetter noch einmal! – wir liefern uns dem Johanni-Markt aus, geben uns ihm ohne Rückhalt hin. „Wir können ihn ab“; denn unsere Nerven sind in Ordnung, Gott sei Dank! Einmal möchten wir doch auch aus dem Alltag herauskommen. Wir möchten einmal aus den Pantoffeln geschubst sein. Zu dem Zweck muss es aber schon stark kommen.

Als Trina Dührsen sich am Vormittag des Haupttages zur Marktfahrt rüstete, sah Hinneri sie spöttisch an. Er fühlte sich gefeit gegen derlei Verlockungen, und die Überheblichkeit ließ ihn – natürlich nur in Gedanken! – sagen: „Alter schützt vor Torheit nicht.“ Überhaupt hielt Hinneri in wechselnden Lebenslagen immer ein passendes Sprichwort bereit. Von Sprichwörtern hatten sich seinem Gedächtnis besonders diejenigen eingepägt, die der alte Lehrer Tank den Schönschreibeübungen seiner Schüler als Vorbild an die Wandtafel malte. „Alter schützt vor Torheit nicht.“ Das passte wunderbar. Aber der Mann, der Pastor Tiedemann damals mit dem verzerrten Plattdeutsch seines „A – o, at gaiht“ armselig abspesen musste, konnte doch nun seine Schwester nicht zu einer hochdeutschen Gasterei einladen. Da

ihn aber der Hafer der Überheblichkeit so sehr stach, konnte er nicht in Schweigen verharren, und so sagte er: „Wenn de Minsch verröckt ward, denn fangt dat meist Tied in'n Kopp an.“ Ach, der kleine Triumph ist dir wohl zu gönnen, Hinneri Dührsen, armer, ahnungsloser Töffel! Eine neue große Niederlage steht dir bevor.

Trina unterdrückte eine scharfe Erwiderung. Sie war überhaupt heute zu mancherlei Zugeständnissen bereit und wollte darum auch zur Fahrt in die Stadt den Mittagszug benutzen. Sie durfte dies tun, weil eine Marktfahrt, auch wenn damit eine Verlobung eingeleitet werden soll, am Ende doch ein profanes Unternehmen ist, das mit einer Visite beim Taler-Gott nicht auf eine Stufe gestellt werden darf. Sie hatte Siewert durch den Spinneweber sagen lassen, dass sie ihn um zwei Uhr da erwarten werde, wo die Königstraße in den Marktplatz einmündet, vor den Schaufenstern des Kaufmanns Piening also.

Schon vor der festgesetzten Zeit war Siewert zur Stelle. An der besagten Ecke nun hatte herkommensgemäß das Kasperle-Theater seinen Stand. Siewert sah mit kreuzunglücklichem Gesicht wie geistesabwesend ins Menschengewühl. Dann weckte ein Spaß des Harlekins seine Aufmerksamkeit, und er sah den Leiden zu, die Kasper von seinem bösen Weibe erdulden musste. Kasper aber ist Kasper, das heißt: ein beherzter Mann, der sich solche Drangsalierungen nicht lange bieten lässt. Er schlug also das Weib kaltblütig tot, und da es ihm nach geraumer Zeit als Geist erschien mit der hohlklingenden Klage: „Kaspar, ich finde im Grabe keine Ruh“, einer Klage, die sich, eingemengt in hiesiges und heimatwarmes Plattdeutsch, jenseitig ausnahm wie Tubaton des Weltgerichts, da gab ihr der Angedonnerte gemütlich und seelenruhig über die Schulter hin den Rat: „Denn legg di in'n Schosseeegraben!“ Wider Willen, vielleicht getrieben von dem dunklen Gefühl, dass es hier für ihn etwas zu lernen gäbe, war Siewert dem Schaukasten näher getreten, und dann hatten Herzdrückende unvermerkt einen Ring um ihn geschlossen.

Plötzlich fühlte er sich einigermaßen unsanft am Arm gepackt und aus dem Gedränge herausgeleitet. Trina fand durch Siewerts Leichtfertigkeit am Ernst der Stunde gefrevelt, und dementsprechend war ihr Gesicht. Sie ließ sich aber nicht zu Vorhaltungen hinreißen, und nach einer verlegenen Begrüßung gewann sie sich ein Lächeln ab, das nach ihrer Meinung leidlich bräutlich ausfiel. Und dann durchfurchten sie gemeinsam hin und her, kreuz und quer die gefährlichen Wogen des Jahrmarktes, wobei schon deutlich zutage trat, dass Siewert im Schlepptau lag. Immer war er, der von Gestalt kleinere, einen halben Schritt hinter seinem Wellenbrecher Trina zurück. Die Dröge war festlich angetan mit ihrem guten, dunkelgrünen Wollkleid, dessen Machart ihren vorgeschrittenen Jahren Rechnung trug. Sie hatte erwogen, dem Kleid durch einen Wechsel des Einsatzes noch in letzter Stunde den Rückzug auf das mehr Jungfräuliche zu eröffnen. Es war dann aber doch beim Alten geblieben.

Hinter ihnen hatte das Wispern und Pisporn, das Muscheln und Tuscheln der Baasdorfer Jahrmarktsgäste begonnen, und das Paar wusste dies sehr wohl. In einer Dorfgemeinschaft geht das Gerede ständig um wie ein stößiger Stier. Trina wollte sich von ihm nicht hinterrücks anfallen lassen. Mit der heutigen Unternehmung ging sie ihm entschlossen entgegen, um, wie man sagt, den Stier bei den Hörnern zu packen. Dies musste nun durchgestanden sein; um so früher gab es Ruhe.

An eine Unterhaltung war in dem Lärm nicht zu denken. Das Paar zog still seines Weges, und Siewert hatte seine Mühe, die Fassung zu wahren. Über einer etwas abseit gelegenen Bude prangten, mit roten Lettern grell auf gelbe Leinwand gemalt, die Worte: „Das Rätsel Weib“. Am Eingang hielt ein Mann in speckigem Frack befremdende Reden über einen gewissen Phidias und griechische Schönheit. Neben ihm stand eine in Gaze gehüllte Frauensperson, die vorsorglich zu erkennen gab, dass dies ihre einzige Bekleidung war. Siewert blieb plötzlich wie geistesabwesend stehen. Da packte Trina ihn mit wütendem Gesicht am Arm

und brachte ihn wieder in Bewegung. Mit einem Mal klang es unter der Gaze hervor gar nicht griechisch, sondern lustig berlinisch in die geschwollenen Reden des Ausrufers hinein: „Junge, versetz‘ die Mama und komm dann wieder!“ Ein schallendes Gelächter brach aus. Mit zornrotem Gesicht gab Trina Volldampf voraus und floh den Ort des Greuels. Dabei hatte der gute Siewert doch eigentlich nur mit bangen Ahnungen auf die roten Buchstaben gestarrt. Aber die Dröge hatte kein Verständnis dafür, dass ihm in dieser Stunde „das Rätsel Weib“ schwer auf die Seele fiel.

Als sie sich gefasst hatte, blieb sie vor dem Tanzzelt in schweren Überlegungen stehen. Nein, nein! Sie brauchte sich nicht zum Narren zu machen. *Dies* konnte nun wirklich keiner von ihr verlangen. Weiter wanderte das Paar und suchte zuletzt in Heine Walters Schankzelt einen Platz. Trina bestellte Kaffee und war schon daran gegangen, aus ihrem Korb das mitgenommene Butterbrot hervorzukramen. Sie besann sich jedoch noch rechtzeitig auf die Feierlichkeit des Tages und gab Siewert den Auftrag, Honigkuchen einzukaufen. Dabei versuchte sie ein Lächeln, das Leichtfertigkeit ausdrücken sollte, und es ihrer Meinung nach auch wirklich tat. Die Anerkennung von Schranken fällt ja bekanntlich Liebesleuten immer schwer. Mit ihrem Lächeln hatte Trina sich nach bestem Vermögen diesem weitverbreiteten Hang zur Auflehnung – hier gegen das Gesetz der Sparsamkeit - gefügt. Das musste ihr hoch angerechnet werden; denn es fiel ihr sauer genug.

Siewert machte sich auf den Weg, und da er in seiner Art ein poetisches Gemüt hatte und auch das Schickliche zu tun redlich willens war, so kam er mit herzförmigen Honigkuchen zurück. Honigkuchen – das weiß jedes Kind – kauft man bei Johann Thode ein; denn dieser Name bürgt für Qualität. Siewert, der Taps, hatte sich dies trockene Zeug um der gefälligen Form willen von irgendeinem namenlosen Marktschreier aufschwätzen lassen. Hoch kaute die dröge Trina auf drögem Kuchen, und es

fiel ihr schwer, den Ärger nicht laut werden zu lassen. Am Ende aber kamen die beiden in ein leidliches Gespräch, und bei trockenem Kuchen wurde die gemeinsame Zukunft trocken beredet. Mit dem Abendkostzug fuhr Trina wieder nach Hause. Sie hatte nun mit süßem Getändel das Mögliche getan. Mehr war von ihr – weiß Gott! – nicht zu verlangen.

Wohl hatte auch dieser Markt von niegesehenen Dingen die Fülle gebracht; aber den Baasdorfern blieb heuer keine Zeit, sie in ausführlichem Schnack nachzugenießen. Trina und Siewert als Liebesleute auf dem Johanni-Markt! Der Anblick hatte auf den Stier des Geredes wie das rote Tuch gewirkt, und zwar so nachhaltig, dass er vorerst von den beiden nicht abließ. So mussten die Vorfälle des Haupttages auch Hinneri bekannt werden. Man stelle sich seine Bestürzung vor! Zuweilen wusste er ganz genau, wie sehr Trina und der Spinneweber ihn übertölpelt hatten. Dann wieder machte er sich allerlei blauen Dunst vor, kam aber aus der Unruhe nicht heraus.

Eines Abends machte er sich auf den Weg zu dem lange gemiedenen Hans Vollert. Den traf er glücklicherweise schon auf der Hofstatt. Hinneri brauchte also nicht ins Haus zu gehen, sondern konnte von der Einfahrt her den Freund auffordern, ihn auf einem vorgegebenen Inspektionsgang zur Roggenkoppel zu begleiten. Hans Vollert war dazu bereit und ging ins Haus, um seine Pfeife zu holen. Dabei steckte er mit dem Tabaksbeutel vorsorglich auch den „König Le-ar“ in die Hosentasche; denn es war ihm klar, dass heute in Hinneri schwere Fragen nach Antwort schrien.

Schweigend schlenderten sie den Feldweg hin. Plötzlich blieb Hinneri stehen und fragte kleinlaut: „Hans, was meinst *du* nun davon?“ Der Angerufene fasste ihn an einem Westenknopf und sagte streng: „Ich will dir etwas auf den Kopf zusagen, auf deinen Schafskopf, du Schafskopf. Du hast die Stelle auf Trina überschreiben lassen.“ Hinneri errötete stark und neigte schuld-

bewusst das Haupt, und dann gingen sie weiter, schweigend wie vorher.

Nach einer langen Pause meinte der Betrogene, mit hochdeutschen Zaubersprüchen müsse sich das Verbogene noch richten lassen. „Hans“, sagte er schüchtern, „da kann doch nichts draus werden. Das muss ich doch verhindern. Steht davon nichts in deinem Buch?“ Hans zog den „Le-ar“ hervor und antwortete trotz herzlichen Mitgefühls in triumphierendem Ton: „Von deiner Sache ist das ganze Buch voll, du Töffel. Da brauchen wir nur zu blättern. Hier! Seite sechzehn: ‚Der alte Tor, der immer noch die Macht behaupten will, die er verschenkt hat.‘ Und weiter! Hier, Seite zwanzig: – Hans musste nun doch lachen – Ja, das müssen wir für deinen Fall etwas umarbeiten: ‚Du hast deine Schwester zu deiner Mutter gemacht, hast ihr die Rute gegeben und dir selbst die Hosen heruntergezogen.‘“

Die Röte im Gesicht des armen Hinneri wurde immer brennender. Nein, dies war nicht das Richtige; diese hochdeutschen Worte waren nur Gift, und kein Gegengift gegen das andere, das Trina ihm hinterrücks eingeträufelt hatte. Das Gift des Hohnes steigerte nur den Schmerz. Hans Vollert sah, dass er hier einen falschen Weg eingeschlagen hatte. „Ja, mein guter Hinneri“, sagte er, „nun ist dir nicht zu helfen. Aber eines musst du noch anhören, und darüber magst du nachdenken. Seite sechsundzwanzig: ‚Du hättest nicht alt werden sollen, eh‘ du klug geworden wärst.“ Dann ließ er den „König Le-ar“ in die Hosentasche zurückgleiten.

In der Dämmerung standen die beiden Freunde lange vor der Roggenkoppel, stützten die Ellbogen auf den Schlagbaum und sahen hinüber nach einem fernen Waldrand. Dem betrogenen Hinneri rannen jetzt die Tränen unablässig über die Backen. Und plötzlich verlor er ganz die Beherrschung. „Denn passiert da was! Denn passiert da was!“ rief er. „Die dröge Trina!“ Zum ersten Mal schob er alle geschwisterliche Rücksicht beiseite; zum ersten Mal bediente er sich mit wollüstigem Ingrimme öffentlich

dieses Spottnamens. „Sie kann nicht weinen; das ist ja bekannt. Aber nun werde ich sie zum Weinen bringen. Das sollt ihr beleben. Denn nun passiert da was. Nun passiert da was!“

Ein Liebespaar, das vor den näherkommenden Spaziergängern im Knick ein Versteck gesucht hatte, musste am Ort seiner Gefangenschaft lange ausharren. Aber Liebesleute finden ja immer und überall einen Zeitvertreib, und hier hatte sich das Warten noch in einem besonderen Sinne gelohnt. So wurde Hinneris Racheschwur schnell im ganzen Dorf bekannt. Ein Schneeball von Worten fiel auf die Dorfstraße. Alle Leute machten sich daran, ihn unablässig kreuz und quer durch das Dorf zu wälzen, und bald war da ein Klumpen von erschreckendem Gewicht zusammengekommen. Auch den Kindern blieb nicht verborgen, dass sich ein Unheil vorbereitete. Sie beredeten kommende Untaten Hinneri Dührsens zwar auch auf offenem Schulhof. Am liebsten aber zogen sie sich für ihre Beratungen zu zweien oder dreien in Scheunen und schattendunkle Stallwinkel zurück. Da hatten sie es leichter mit dem Gruseligwerden, auf das es ihnen ankam, und bald blieb Hinneri Dührsen nur noch die Wahl zwischen Brandstiftung und Mord.

Siebentes Kapitel

Im Juli brachten die Dührsen-Leute aus der Stadt ihren Wilhelm wieder zum Ferienaufenthalt nach Baasdorf. Trina nahm dabei Gelegenheit, der Plummdeern wiederholt mit gottergebenem Augenkullern die immer möglichen „Veränderungen“ bedeutungsvoll vorzuhalten. Berta Dührsen aber kannte ihre liebe Schwägerin zu wohl, um die begründete Schadenfreude in diesen Äußerungen überhören zu dürfen. Sie kehrte darum sehr beunruhigt in die Stadt zurück.

Obwohl das Schülerbier erst vor wenigen Wochen stattgefunden hatte, schien das Verhältnis zwischen Wilhelm und Else Grotmaack eine Veränderung erfahren zu haben. Die Kinder strebten nicht mehr mit der alten Unbefangenheit zueinander hin. Wenn sie sich trafen, erröteten sie; die Worte gingen ihnen leiser und behinderter vom Munde, und sie machten ihrem verlegenen Beisammensein meist schnell ein Ende. Trina beobachtete das mit viel Genugtuung, und sie sah Zukunftspläne, die sie Sibbelischen unterschob, vom gerechten Taler-Gott weise durchkreuzt. Dagegen stand der eigene Weizen überall in schöner Blüte, und das war ja auch so in der Ordnung.

Ach, was wusste die Dröge von den Herzen der Kinder! Wenn Onkel und Tante, Knecht und Magd schon lange im Schlaf lagen, stand der Knabe Wilhelm noch lange am offenen Fenster seines Giebelzimmers und sah hinüber zum Haus der Grotmaack. Der Nachtwind hielt die Kronen der Bäume in einer ständigen Bewegung, und diese Unruhe besänftigte den Knaben, weil er sie der Unruhe des eigenen Herzens verwandt fühlte. Seine Gedanken und Träumereien spielten um Else, und das Mädchen war der unverrückbare Mittelpunkt seines Lebens. Was aber bis dahin klar und selbstverständlich unter dem Licht des Tages gestanden hatte, suchte nun die Unruhe und den rätselhaften, erregenden Dämmer der Sommernacht. –

In diesen Wochen ging im Dorf das wilde Gerede um. Es trat in alle Häuser und Katen ein; überall wurde es hingebungsvoll

gefüttert und gedieh dabei zu immer größerer Feistigkeit und zu immer größerem Übermut. Die Übereignung des Besitzes an die schlaue Trina war ja jetzt überall bekannt, so dass Hans Vollert ohne Bedenken in offenem Reichstag Vergleiche zwischen Hinneri Dührsen und König Le-ar durchführen konnte. Der Stier des Geredes ließ ein besonders herzhaftes Wonnegebrüll vernehmen, als von gewissen verfänglichen Reden zwischen Trina und dem Spinneweber einiges bekannt wurde. Die fürwitzige Magd in Dührsens Haus hatte davon einmal an der Stubentür etwas erlauscht. So war das also! Auf *die* Weise machte der Spinneweber die Dröge hippelig auf Mannsleute. Wenn von Frauen, die, wie man zu sagen pflegt, schon etwas ins Kraut geschossen sind, eine solche Ungeduld bekannt wird, so hält der dörfliche Sprachgebrauch dafür immer dieselbe Andeutung bereit, und so hieß es nun auch in ganz Baasdorf und sogar schon in der Umgegend: „Trina mut to Bett.“ In ihrem Fall hielt man den Zustand für besonders lächerlich; denn sie war ja nicht etwas, sondern schon recht sehr in die Saat geschossen, und wenn man es genau nahm, hatte sie überhaupt niemals geblüht. So stand diese letzte Ehestiftung des Spinnewebers von vornherein in einem ungunen und zweideutigen Gelächter.

Das Dorf beobachtete die Entwicklung der Dinge mit großer Aufmerksamkeit, fand aber doch in den Ereignissen keinen rechten Fluss. Siewert Thun ließ sich einen Vollbart wachsen. Das war immerhin bedeutungsvoll. Er hatte sich dazu entschlossen, als die Dame auf dem Johanni-Markt ihn zum Sohn seiner zukünftigen Eheliebsten stempeln wollte. Auf diese Weise hoffte er, den Altersunterschied von zehn Jahren ein wenig verwischen zu können. Das war alles, was in seiner Macht lag.

Hinneris Racheschwur wurde nach wie vor beredet. Den etwas gruseligen Gemütern schien eine schwarze Wolke des Verhängnisses über Baasdorf zu liegen. Zur weiteren Verwicklung der Dinge musste die alte Trienke Harders, die das Leben ja so wie so schon gar nicht so einfach fand, es in dieser Zeit auch

noch mit dem Weissagen zu tun kriegen. Böse Zeiten werden so sicher kommen wie das Amen in der Kirche. Trienke Harders hatte von Zeit zu Zeit immer wieder den gleichen Traum, wenn man denn ein Ereignis, das außerhalb der wachen Wirklichkeit steht, durchaus als Traum bezeichnen will. Aber dieser Traum war auch eine Wirklichkeit.

Trienke stand in ihrer stockfinsternen Küche vor dem altmodischen, offenen Feuerherd und konnte sich nicht von der Stelle rühren. Alle Türen ihrer Kate standen offen und klapperten im Nachtwind. Aus allen Räumen klang ein entsetzliches Röcheln und Stöhnen. Draußen ging ohne Blitz ein schweres Gewitter nieder. In die Pausen rollenden Donners hinein klang es wie unterdrücktes Weinen. Sie fühlte eine zähe, klebrige Flüssigkeit langsam an ihren Pantoffeln höher steigen. Aufgeregt tastete sie in der Höhlung des Schwibbogens umher. Ihre Hände fanden das berußte, zackige Eisen, das die Grapenkette je nach Bedarf verkürzt oder verlängert, fanden zuletzt auch das Loch in der Seitenmauer, das die Schwedischen verwahrt. Sie riss an dem Ziegelstein, der für diesen Zweck von seinem Kalkbewurf befreit worden war, ein Schwefelholz nach dem andern an; aber keines wollte Feuer fangen. Die Züge der Schwefelköpfe glommen nur auf dem Mauerstein einige Augenblicke mit einem gespenstischen, fahlgrünen Schein nach und fügten sich zu einem Wort, das dies ganze unheimliche Wesen kurz und bündig erklärte. Das Wort aber hatte Trienke vergessen, wenn sie am Ende von ihrem eigenen Stöhnen erwachte. So ließ sich also nur sagen, dass dem Dorf etwas Entsetzliches bevorstehe.

Ahnungen und Stimmungen von dieser Beschaffenheit haben jedoch nur Gewalt über alte Weiber und Leute, die irgendwie weibischer Gemütsart sind. Im Alltag des Dorflebens verschafften Hans Vollert, Johann Grotmaack, der Mauermann Jakob Prüß und andere dem Lachen sein Recht. Dies befreite sie aber nicht von der Pflicht, ernst und bedenklich zu finden, was eine nahe Zukunft dem Hause Dührsen an Ereignissen vorbereitete.

Die flechtenbehangene Dornenhecke, hinter der Trina hauste, schien in wenigen Wochen noch bedeutend höher und undurchdringlicher geworden zu sein. Die Gehbahn der neuen, glattgepflasterten Straße führte an ihr entlang; aber die Fußgänger gewöhnten sich nicht um. Sie benutzten nach wie vor ausschließlich die Grotmaacksche Seite. Als Trina sich weigerte, der Straßenverbreiterung ihre Hecke zu opfern, hatte Jehann ohne Zögern das erforderliche Gelände ganz hergegeben. So war das Straßentreiben seinem freundlichen Haus noch näher gerückt als vorher. Immer häufiger zog Sibbel-Lischen jetzt vorübergehende Frauen ins Haus. Trina sah das mit einem Neid, den sie nicht einmal sich selbst gestand. Sie eiferte nur gegen die „Schludertaschen“, die ihren Haushalt verkommen lassen müssen, weil sie zu stark damit beschäftigt sind, ehrbaren Frauen am Leumund Schaden zuzufügen.

Wenn Trina meinte, drüben bei Sibbel-Lischen bevorzugter Gegenstand des Gespräches zu sein, so ging sie darin nicht fehl. Lise Grotmaack, die in die Heiratsberechnungen für ihre Kinder zum Unterschied vom Spinneweber immer auch die Liebe als realen Faktor einbezog, Lise Grotmaack war empört und konnte diesem Gefühl am befreiendsten Ausdruck geben in Gesprächen mit der Schmiedsfrau Antje Ehlers. Trina Dühsen begeisterte in Gedanken eine immer enger werdende Freundschaft, die sich da unschicklicherweise zwischen einer Bäuerin und einer Schmiedsfrau geknüpft hatte. Die beiden Frauen aber verstanden sich auf die Liebe, liehen sich gegenseitig Romanbücher und tauschten ihre Mutmaßungen aus über den Fortgang der Geschichte, die das „Wochenblatt“ ihnen in Fortsetzungen erzählte. So wenigstens hatten sie es in Zeiten der Unbekümmertheit gehalten. Nun aber gab es wichtigere Dinge sorgenvoll zu bereden. Mit dem Getübn der alten Trienke Harders zwar wollten sie sich nicht bemengen. Doch was wird geschehen? Der Spinneweber kriecht unablässig hin und her an dem dicken Faden, den er zwischen Thuns Verlehnt und Dühsens Haus gesponnen hat. Der

Sommer ist zu Ende; die Zeit der Verlobungen ist da. Wenn wir die neue Straße nicht hätten, so lägen die ersten Gurgelschnürer mit ihren falschen Lockfarben schon im Schlubber der Dorfstraße. Was wird geschehen? Siewerts Vollbart kann nun als ausgewachsen gelten. Was wird Hinneri tun?

Eines Tages rasselte der Wagen durchs Dorf, der Trina und Siewert zum Einkauf der Ringe, zum sogenannten „Beschlagen“, in die Stadt bringen sollte. Bei der Heimkehr hatte alles seine Richtigkeit. Böllerschüsse donnerten dem Paar zu Ehren, und an zwei Stellen war die Straße mit einem Tau abgesperrt und wurde erst freigegeben, nachdem der Bräutigam eine Flasche Kümmel hervorgezogen und denen geopfert hatte, die Miene machten, ihm seinen Schatz streitig zu machen. So kam das Herkommen zu seinem Recht, und auf der Straße klang das Lachen nicht anders als sonst bei solchem Anlass. Hinter den Hausecken aber, hinter Fenstern und Gardinen war des hämischen Gelächters kein Ende.

Nach dem Herkommen wird eine bäuerliche Verlobung für das Dorf im Hause der Braut zweimal gefeiert. An einem Abend sind die jungen Leute, an einem andern die „Verheirateten“ zum Gratulieren, wenn auch nicht gerade „genötigt“, so doch willkommen. Nun hatte Siewert nie am Treiben der Jugend rechten Anteil gehabt, und Trina wurde schon seit Jahren den würdigen Matronen zugerechnet. Wer sollte sich also gedrungen fühlen, ein Gratulieren der jungen Leute zu besuchen? Man hätte sich mit einer Aufforderung dazu nur lächerlich gemacht. Trina wurde ein bisschen traurig bei dem Gedanken, tröstete sich aber damit, dass nun alles „ein Abwaschen“ sein konnte.

Für den 20. Oktober hatte sie ihr Haus gerichtet. Das Schlafzimmer war ausgeleert worden, so dass nun, wenn man die Vordiele einbezog, vier Räume für das festliche Treiben zur Verfügung standen. In der besten Stube saßen Trina und Siewert im grünen Plüschsofa, um Geschenke und Glückwünsche entgegenzunehmen. Siewerts Bemühen um ein angemessenes Gesicht war

aller Ehren wert. Die Braut hatte ihr Gesicht in ein paar unveränderliche Falten gelegt, mit denen sie ein Lächeln andeuten wollte.

Die Gäste stellten sich spärlich ein, und zwischen dem Erscheinen der einzelnen Trupps verstrich viel Zeit. Jehann und Lise Grotmaack hatten erst dem Greuel dieser Verlobung fernbleiben wollen, entschlossen sich aber im letzten Augenblick um der nahen Nachbarschaft willen anders. Hans Vollert war zuerst auch fest entschlossen, das Dornröschenschloss zu meiden. Er glaubte, das seiner Stine-Cordelia schuldig zu sein, die mit verweinten Augen im Hause umherging. Aber es kam dann doch anders. Denn erstens fiel es ihm sehr schwer, eine Gelegenheit zum Grogtrinken ungenutzt zu lassen, und zum andern stieß ihn seine Neugier auf den Weg. In diesem Festhaus musste die Luft mit menschlichen Konflikten aller Art geladen sein. Und da sollte sich Hans Vollert der Möglichkeit des Beobachtens selbst begeben? Unleidlich!

Andere wogen ihren Widerwillen sehr genau gegen die Pflichten ab, die sich aus der Verwandtschaft ergaben. (Ein bisschen sind wir Baasdorfer alle miteinander „Familie“, wie wir sagen.) Ferngeblieben waren dann noch die Überängstlichen, die von diesem Fest Mord und Totschlag erwarteten. (Hinneri wird sich das nicht bieten lassen; ihr sollt es beleben!) Die Gerichte werden eingreifen müssen, und wem von den Greueln auch nur etwas zu Gesicht gekommen ist, der wird zum Zeugen aufgerufen und kann mit dem Gericht endlose Scherereien haben. Es ist entschieden am besten, allem aus dem Wege zu gehen. Denn wie war es damals mit Jörn Thode in Schafstedt? Er musste als Zeuge vor Gericht. Die Sache schien zuerst ganz harmlos zu sein, und dann schlitterte er, ohne es zu wissen und zu wollen, in diese scheußliche Meineidsgeschichte hinein. Hans Vollert hatte solchen Angsthasen noch zusätzlich eingeheizt mit Erzählungen von russischen Anarchisten, die Häuser in die Luft sprengen. Stille Wasser seien tief, sagte Hans, und man überschaue nie, wessen man sich von Hinneri versehen müsse.

Im Gegensatz zu den Gewissenhaften und den Überängstlichen gab es andere, die von dem Fest einen zweideutigen Spaß erwarteten und darum mit einem Lauern in den Augen anrückten. Viele trieb die etwas gruselige Neugier, und den Holzarbeiter Friech Schnack lockte einzig die Aussicht auf kostenlosen Grog.

So füllten sich die Stuben allmählich doch. In den überheizten Räumen, in denen die Petroleumlampen blakten, wurde die Luft schnell schwer und drückend. Die Gäste saßen, an den einzelnen Tischen nach dem Geschlecht säuberlich geschieden, hinter Kaffee und Kuchen. Amtsvorsteher Witthöft, Hinnerk Thun, Jasper Stieper und Ehler Reimers, kurzum, den Kreuzwegbauern, waren Sofaplätze eingeräumt worden. „Ehre, wem Ehre gebührt! Römer am dreizehnten“, sagte die alte Elsbe, da lebte sie noch. Sie saßen so unbeweglich da, als hätten ihre Rücken im Polster Wurzeln geschlagen. Hinnerk Thun, dem Bruder des Bräutigams, sah man deutlich die Befangenheit an.

Die Unterhaltung war überall gehemmt und wurde im Flüßterton geführt. Aus der guten Stube hörte man nur zuweilen Jehann Grotmaacks helle Stimme, und sein Lachen war vielen wie ein Leuchtturmblinken über schwarzen, unheimlichen Wassern. Wie sollte denn Hinneris Abwesenheit auch nur von einem einzigen Gast übersehen worden sein? (Keiner wusste, dass er in der Dämmerung zum Vetter nach Hainborstel gelaufen war.) Wo war Hinneri? Schlich er ums Haus? Hatte er seine Bombe schon unter die Hausecke gelegt? Hielt er die Zündschnur schon in der Hand? Als eine töffelige Aufwartedeern jetzt in der Küche ein Servierbrett mit Messern und Gabeln auf den Zement fallen ließ, sprangen viele Frauen kreischend auf, und manchem roten Gesicht kam ein plötzliches Erbleichen. In allen Stuben folgte dem Aufruhr ein langes, lastendes Schweigen.

Da ergriff der Spinneweber Gegenmaßnahmen und begab sich zu besonderen Anordnungen in die Küche. Es kam nun so, dass vielen schon ein Grogglas angeboten wurde, ehe sie ihre letzte Tasse Kaffee ausgetrunken hatten. Gierig griffen die Gäste

nach dem scharfen, heißen Getränk, um sich von ihm auf andere Gedanken bringen zu lassen, und dies lag ja auch in der Berechnung des Spinnewebers. Jehann Grotmaack war durch diese unziemliche Eile befremdet und verstimmt. Schon machte sich auf der Vordiele der etwas verwachsene Timm Einfeldt präludierend an seiner Ziehfiel zu schaffen. Ihm hatte die neue Zeit den Webstuhl schon vor zwanzig und mehr Jahren stillgelegt. Um so eifriger rührte er nun bei jedem Anlass seine Ziehharmonika. Zum Mitsingen fand sich aber noch keine Stimmung, und auch zum Tanzen war es noch zu früh.

Dann begann der Grog die Zungen zu lösen. Über das lebhafter werdende Gesumme der Stimmen legte sich das kaum mehr unterbrochene Gedudel der Harmonika und sorgte dafür, dass jeder Tisch mit seiner Unterhaltung allein blieb, und auch darauf hatte es Wieb Thun abgesehen. Sie zog jetzt mit einem Stuhl von einem Tisch zum andern. Ihr Erscheinen wirkte überall wie der Stein, der in einen Tümpel mit quakenden Fröschen hineinplumpst. In die Stille hinein sagte der Spinneweber mit einem gefühlsselligen Augenaufschlag: „Ik weet, dar lett sik ok wat gegen seggen. Awer wo de Leevede denn so hinfällt, niich?“ Der einzelne Festteilnehmer sollte diese Worte nur einmal hören; so war es berechnet. Aber es kam dann doch so, dass jeder sie etwa ein halbes Dutzendmal vernahm.

Dieser Schnack der Alten war denn doch ein Ereignis und konnte einigermaßen entschädigen für Mord und Totschlag, die man rechtens zu beanspruchen hatte. Hinter Wiebs Rücken war Kopfschütteln, Handschlagen und vielsagendes Grinsen. Sie aber merkte in ihrem Eifer von allem nichts, und zuweilen wischte sie sich die Augen, als wäre ihr eine Träne der Rührung aufgestiegen.

Unter den Empörten war Lise Grotmaack die Empörtteste. Sie wechselte Blicke des Einverständnisses mit ihrer Freundin, der Schmiedsfrau. Dass sich der Spinneweber nicht schämte! Alle Welt weiß doch, wie diese Verlobung zustande gekommen ist.

Und da wagt es diese Frau, das rührselige Wort „Leevde“ zu gebrauchen, das im anständigen Baasdorfer Platt überhaupt nicht vorkommt. Auch bei uns sind ganz große Leidenschaften erlebt worden; aber man redet selbst da nicht von Liebe. Von den Betroffenen heißt es dann nur: „Se hoolt doch rein so veel von'anner“, oder: „Se mögt sik so bannig geern leeden.“ – Aus einer Ecke hörte Lise wieder: „Awer wo de Leevde denn so hinfallt, niich?“ O, dieses süßlich langgezogene „i“ in dem Fragewort! Da war für Sibbel-Lischen der Augenblick gekommen, ihrem Nökelnamen wieder einmal Ehre zu machen. Sie vergoss aber hier Tränen eines heißen, heiligen Zornes.

Die Gäste tranken in langen, gierigen Zügen aus ihrem Glas. Einige fühlten sich dazu gedrängt durch das teuflische Vergnügen, das ihnen der Spinneweber bereitete. Andere wollten einen peinlich bitteren Geschmack im Munde mit süßem Grog übertäuben. In diesem Hause musste ein ganz besonderer, ein heimtückischer, hinterhältiger Rum ausgeschenkt werden. Er duhte so überraschend schnell, dass von den sonst wohl Tanzlustigen keiner mehr den Entschluss fassen konnte, durch die Bewegung des Körpers der lähmenden Trunkenheit entgegenzuwirken. Timm-Weber wies mit seiner Harmonika nur dem Gesang die Richtung, einem Gesang, der von vornherein ein zuchtloses, wüstes Gegröhl war. Dabei gab es unter den Gästen der wohlnden Leute genug, die bei lärmenden und taumeligen Festen oft genug das Steuer gehalten hatten. Aber hier war eine Verwirrung ausgebrochen, die sich nicht mehr einzäunen ließ.

Auch die Braut hatte dem scharfen Getränk schärfer zugesprochen als ihr bekömmlich war, weil sie auf diese Weise ihre Verlegenheit und ihren Ärger über Siewert, der so stocksteif neben ihr saß, zu überwinden gedachte. Hans Vollert dagegen fühlte, dass der Grog bei ihm heute wunderlicherweise wenig Wirkung tat. Da schneiderte er sich aus gespielter Trunkenheit einen Deckmantel seiner Bosheit. Mehrere Male ging er mit etwas unsicheren Schritten an den Brauttisch, um mit der Drögen anzu-

stoßen. „Prost Trina!“ rief er mit seiner tiefen, weittragenden Stimme, „sollst leben, alte Deern! Poahr Dangoaß!“ Alle Eingeweihten, insbesondere die Reichstagsabgeordneten, brachen in ein brüllendes Gelächter aus. In Trinas Augen glomm das Misstrauen auf; aber Hans beruhigte sie mit der Erklärung, Poahr Dangoaß, das habe er den Italienern abgelernt, und es bedeute so viel wie „Gottverdori“. Gegenüber einem guten Wunsch, der mit saftigem Fluch seine Aufrichtigkeit bekräftigt, konnte die Dröge ihr Misstrauen nicht wohl aufrechterhalten, und wenn ihr das „Poahr Dangoaß“ in der Folge auch aus den Trinksprüchen anderer entgegklang, so lächelte sie sauersüß.

Und nun machte sich Hans Voß, ein Bauer aus dem oberen Dorf, an sie heran, um die Jungfrau nach seiner Weise auf die Freuden des ehelichen Standes ein wenig vorzubereiten. Anfänglich ging dieses Gespräch im allgemeinen Taumel unter. Nur Siewert musste sehr gegen seinen Willen einiges davon vernehmen. Da wurde er sehr bleich, und die Tränen stiegen ihm in die Augen; aber auch das blieb unbemerkt. Bei den derben Späßen wurde Trinas Lachen schnell unbeherrscht und kreischender. Siewert erhob sich, trat einen Schritt vom Tisch zurück und starrte in stummem Entsetzen auf den Platz, den er eben noch eingenommen hatte.

Immer wieder aber schoss den Gästen auch ein Gedanke an den armen Hinneri durch das verwirrte Gehirn. Was trieb er zu dieser Stunde? Schlich er ums Haus? Hatte er sich ein Leid angetan? War er als Geist anwesend? Als nun Hans Vollert den geängsteten Siewert unschlüssig am Tisch stehen sah, da kamen ihm wohl allerlei erbauliche Gedanken. Der Erzähler aber muss hier lebhaft bedauern, dass Hans nie Gelegenheit fand, seine Shakespeare-Studien über den „Le-ar“ hinaus noch ein wenig in den „Macbeth“ vorzutreiben. War dies nicht die richtige Bankettszene? Siewert konnte nicht wieder auf seinen Platz neben der Lady zurück, weil sich dort plötzlich ein anderer gesetzt hatte: Hinneris Geist. Jetzt, jetzt musste Siewert stammeln:

„Du kannst nicht sagen, dass ich’s tat. O, schüttle
Nicht deine blut’gen Locken gegen mich!“

Aber schade! Bis zum „Macbeth“ reichte es bei Hans Vollert nicht.

Der Spinneweber, der überall herumkroch, hatte von den Vorgängen in der guten Stube und von dem „verrücktschnackenden“ Hans Voß Wind bekommen. Als Wieb sich zum Schauplatz der Anstößigkeiten hindurchwand, beteuerten die Gröhlenden eben im Chor, die Rasenbank am Elterngrab sei ihr schönster Platz auf Erden. Sie stand schon auf der Schwelle, entschlossen, der Schwiegertochter die verdiente Zurechtweisung ganz unauffällig zu erteilen. Da sah sie, dass Siewert nicht nur seinen Bräutigamsplatz im Sofa, sondern das Zimmer überhaupt verlassen hatte, und sofort wusste sie auch: keiner werde ihn mehr im Hause finden. In auffahrendem Zorn schrie sie von der Schwelle her die Braut an: „Trina, du muss to Bett!“ Auf der Vordiele war dem trunkenen Fiedler die Harmonika entglitten, so dass sie unter einem nachstöhnenden Geräusch der Bässe auf den Boden polterte. Musik und Gesang rissen jäh ab, und haargenau fügten sich Wieb Thuns Scheltworte in die plötzliche Stille.

„Trina mut to Bett!“ Der Ruf setzte sich von einem Raum in den andern fort, und es gab ein unbeschreibliches Johlen und Wiehern. Glücklicherweise hatte sich Siewert durch seine Flucht dieser letzten großen Demütigung entzogen. Der Holzhauer Friech Schnack trieb aus einer Ecke heraus seine Frau wie ein verschüchtertes Huhn dem Ausgang zu. In der Tür drehte er sich noch einmal um und gab mit krähender Stimme für den plötzlichen Aufbruch eine unflätige Erklärung. Das daraufhin fällige Toben des Vergnügens kam aber nicht mehr zu seiner vollen Entfaltung.

Denn nun schlug Jehann Grotmaack mit der Faust auf den Tisch, dass die Groggläser umfielen und am Boden zerklirrten. Einige meinten noch, ein Betrunkenener komme ins Rasen; aber sie wurden schnell eines Besseren belehrt. Jehann war nüchtern,

ganz nüchtern, und wenn ihm die Worte nicht in glatter Folge kamen, sondern ihm wie unbehauene Steine von den Lippen polterten, so rührte das von seinem großen Zorn her. „Scham und Schande!“ schrie er. „Scham und Schande! Seid ihr des Teufels? Aufgewacht, Leute, aufgewacht! Raus! Raus! Das Fest ist aus. Scham und Schande!“

Eigentlich machte sich Jehann Grotmaack hier wieder einmal viel zu groß. Wenn zu außergewöhnlichen Maßnahmen Grund vorlag, so musste ihre Ausführung rechtens dem Amtsvorsteher Witthöft oder wenigstens doch einem der andern Kreuzwegbauern vorbehalten bleiben. Doch konnte daran jetzt keiner denken.

Es war totenstill in den vier Räumen. Alle waren aufgesprungen; alle drängten, plötzlich ernüchert, dem Ausgang zu. Die gesetzten Männer machten sich nun Vorwürfe, weil sie dem wüsten Treiben nicht früher gesteuert hatten. Jehann Grotmaack stand in der Dielentür und überwachte die Räumung des Hauses, und viele von denen, die eben noch getobt hatten, wussten ihm für seine Tat schon jetzt Dank.

Als Wieb Thun an ihr Verlehntshaus kam, fand sie Siewert auf der granitene Treppe sitzend. Er hatte keinen Hausschlüssel und musste darum hier warten. Seine Ellbogen stützte er auf die Knie, und er hielt den zentnerschweren Kopf zwischen den Händen. Da die Mutter vor ihn hintrat, kam eben der Mond hinter Wolken hervor. Siewert hob ihm ein tränenüberströmtes Gesicht entgegen. Er hatte sich fest vorgenommen, sein Nein, sein festes Nein, sein unumstößliches Nein der Mutter entgegenzuschleudern. Aber wo war nun seine Kraft? „För wat is wat, mien Jung“, sagte Wieb Thun hart und abgerissen und schritt an ihm vorbei zur Tür hinauf. Sie hatte auf ihre Weise die Wahrheit ausgedrückt, dass alles im Leben bezahlt werden muss, und weiterer Worte bedurfte es für sie nicht. In diesem Augenblick war es nach ihrer Meinung angebracht, den Verstockten nur die wortkarge Härte des Gesetzes spüren zu lassen. Das gütliche Zureden konnte in einigen Tagen folgen. Sie stand jetzt in der geöffneten

Tür und klirrte gebieterisch mit ihren Schlüsseln. Siewert erhob sich und ging gesenkten Hauptes an der Mutter vorbei ins Haus.

Achtes Kapitel

Das ganze Dorf sah voll Erwartung auf Hinneri, der doch feierlich gelobt hatte, die dröge Trina jetzt endlich zum Weinen zu bringen. Wo der schmählich Beiseitegeschobene aus ehrlichem Herzen bedauert wurde, da fehlte es auch nicht an scharfen Auslassungen über Trina und den Spinneweber. Sogar Siewerts Charakter erschien vielen zweideutig und gefährlich. An anderen Stellen wieder ging es nur darum, dem stößigen Stier des Geredes ein Kraftfutter zukommen zu lassen. Den phantasiebegabten Kindern schien Dührsens Haus in einem unheimlich fahlen Leuchten zu liegen; denn sie sahen darüber die schwefelgelbe Wolke des Verhängnisses, in der sich das Tageslicht gespenstisch verwandelte.

Es war Herbst, die Zeit, in der sonst die falschfarbigen Gurgelschnürer lockend in Gefahr, Geheimnis und Schlubber lagen. Jetzt zerplatzten sie vor den Füßen der Kinder auf dem Pflaster der neuen, sauberen Straße, waren ihres Geheimnisses entkleidet und hatten darum auch keinen Anspruch mehr auf die stumme Ehrfurcht früherer Jahre. Die unbekümmerten unter den Kindern bewaffneten sich mit Knüppeln und trieben unter lautem Hohngelächter die Gurgelschnürer in einem wilden Sautreiber-Spiel hin und her. Dagegen hielten sich die Phantasiebegabten, die Träumer und Bedenklichen in der Nähe von Dührsens Haus nicht auf. Sie gingen schnell vorüber, drückten sich so nahe wie möglich an die Grotmaacksche Seite, suchten hinter den Fensterscheiben das freundliche und stärkende Gesicht Lise Grotmaacks und streiften den jenseitigen Dornenzaun nur mit einem scheuen Blick.

Sibbel-Lischen musste in dieser Zeit viele Tränen vergießen, Tränen des Mitleids, wenn sie an Hinneri und Siewert dachte, Tränen des Zornes, wenn ihr die Frauensleute in den Sinn kamen. An das Sautreiber-Spiel der Kinder knüpfte sie allerlei tiefsinnige Überlegungen. Die Gurgelschnürer hatten ihren fragwürdigen Reiz ganz verloren und waren hinfort weder für die Sauberkeit

des Gewissens, noch für die der Pantoffel und Strümpfe eine Gefahr. Aber für Siewert Thun war die neue Straße doch zu spät gekommen. Der gute, ahnungslose Junge hatte sich trotz allem noch einen Gurgelschnürer aus dem Schlubber geholt.

Baasdorf sah auf Hinneri Dührsen und erwartete von ihm die große Tat. Als der aber still seine Arbeit weiter tat, lief wegen der enttäuschten Erwartung im Gerede der Hohn immer häufiger dem Mitgefühl den Rang ab, und sogar die ausgemachten Pantoffelhelden machten sich mausig und sagten mit bedeutungsschwerem Schlenkern der erhobenen Hand: „Das sollten die Frauensleute *mir* geboten haben!“ Nur Kinder sahen noch in Hinneri den zugleich ehrwürdigen und unheimlichen Träger eines schweren Rächeramtes. Sie drückten sich auf der Straße mit scheuem Gruß an ihm vorbei, und sein ernstes, unglückliches und kreuzbraves Gesicht schien ihnen die Zeichen des Luziferischen zu tragen.

Der Spinneweber und Trina hatten beschlossen, der Verlobung die Hochzeit bald folgen zu lassen. Von ehrbaren Leuten wird eine solche Eile sonst wohl vermieden, weil man sich mit ihr in den Verdacht bringt, es stehe hinter der Sache – wie man zu sagen pflegt – eine Peitsche. Hier aber kam es auf etwas mehr oder weniger Gerede nicht an, und die Frauen waren übereingekommen, die Kröte in einem Haps zu schlucken. So kamen Trina und Siewert in den Kasten und mussten ihre drei Wochen an der Meierei hängen, und Pastor Reimers „schmiss“ sie an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen von der Kanzel. Der fünfjährige Sohn der Schmiedsfrau Antje Ehlers hörte von solchen Ungeheuerlichkeiten und entsetzte sich. Aus den Gesprächen der Erwachsenen war ihm klar geworden, dass Trina Dührsen und Siewert Thun Unrecht getan hatten. So fand er nun die Behandlung, die man ihnen angedeihen ließ, wohl grausam, aber doch auch verdient, und für ihn war der Gerechtigkeit schon Genüge geschehen.

Das ungute Gelächter um Trina und Siewert fand immer wieder neue Nahrung. Wen die Dröge wohl ausersehen hat für das

Amt der Brautjungfern, die doch nach dem Herkommen unter den Altersgenossinnen der Braut ausgewählt werden müssen? Nun geschah es, dass Abel Meevs, die Tagelöhnerfrau, die in der Schule viele Jahre neben Trina gesessen hatte, auf einem nicht eben sehr ehrenvollen Wege zur Würde einer Großmutter gelangte. Da gab es ein großes Gelächter, und man meinte allgemein, dass sich Großmütter als Brautjungfern dem Bilde dieser in allen Dingen ungewöhnlichen Hochzeit gut einfügen müssten.

In den letzten Tagen vor der Hochzeit fuhr endlich ein Donnerschlag in die Gewitterschwüle, an die man sich schon gewöhnt hatte. Hinneri Dührsen war verschwunden. Hatte er sich etwas angetan? Musste man ihn nun „suchen“, wie das von Zeit zu Zeit im Dorfe leider nötig wird? Hinneri hatte wenigstens den Triumph, die Aufmerksamkeit von Trina und Siewert derart abzulenken, dass die vielberedete Hochzeit am Ende ziemlich unbeachtet gefeiert wurde. Mit einem Schlage hatte Hinneri sich einen großen Teil des geschwundenen Respekts zurückerobert. „Hinneri ist weggelaufen“, stellten die Männer mit männlicher Festigkeit und mit Stolz fest, und unausgesprochen hörte man sie damit sagen: „Alles lassen wir uns denn doch nicht bieten. Dass sich die Frauensleute dies zur Warnung dienen lassen!“ – „Hinneri ist weggelaufen“, klagten die Frauen, und dies wollte besagen: „Nun nimmt das Unheil seinen Lauf.“ – „Hinneri ist weggelaufen“, flüsterten die kleinen Kinder mit großen und entsetzten Augen. Ihnen war Baasdorf noch die Welt, und der Verschwundene galt ihnen als ein Mann, den der Abgrund des Nichts für immer verschlungen hatte.

Nach wenigen Tagen aber wurde im Dorf bekannt, dass Hinneri Dührsen beim Holzhändler Pahl in Tönnstedt als Fuhrmann Arbeit genommen habe. In dem schon sehr städtischen Kirchdorf hatte ihm der Schuhmacher Peisen ein erbärmliches Dachstübchen vermietet. Am Sonntag nach der Hochzeit irrte er verloren in den Straßen umher. Alles war ihm fremd und feindselig. Da trug er seinen Kummer ins Freie hinaus und besah die

Felder. Aber diese Felder konnten ihm wenig sagen, weil er ihre Eigentümer nicht kannte. Als er auf eine mäßige Anhöhe kam, stieg er auf den Wall, der aus seinem Knick eine kleine Eiche aufsteigen ließ. Er lehnte sich an den schwachen Stamm, ließ seine Blicke nach Norden gehen und bestimmte am herbstgrauen Himmel die Stelle, die über Baasdorf stand. Die zwölf Kilometer, die ihn vom gelobten Lande trennten, wurden ihm zur Unendlichkeit. Hinter fernen Wäldern lag das Dorf in einem Tal, so dass nicht einmal die Rauchfahne des Meiereischornsteins zu entdecken war. Als derart die Augen versagen mussten, suchte Hinneri um so inbrünstiger sein Land mit der Seele. Er merkte nicht, wie die Stunden hingingen, und erst die einfallende Dämmerung trieb ihn zurück in das Elend seiner kleinen Stube. Er kroch frühzeitig ins Bett, fand aber lange keinen Schlaf, weil er künftige Taten überdenken musste.

Oho! Da denken die Baasdorfer wohl: Hinneri ist ein Töffel, ein Taps, Tröster, Hansquast, der alles mit sich anstellen lässt. Oho! Wartet nur, Leute! Ihr sollt euch alle geirrt haben, alle, alle, und ganz besonders die Dröge. Hinneri wird sie zum Weinen bringen. Blutige Tränen soll sie noch vergießen.

Hinneri Dührsen stieß ungeformte Laute des Grolls in die Kissen. Wie zur Bekräftigung seines Entschlusses fanden sich unter der Bettdecke seine Hände, seine klobigen, gutmütigen Hände. Ach, Hinneri wusste nur zu gut, dass deren Werk nicht Mord und Totschlag war. Er musste auf andere Art der beleidigten Gerechtigkeit Genüge tun, mit feineren, mit stillen Mitteln. Er musste mit Gift arbeiten, mit dem Gift der hochdeutschen Worte. Der kundige Hans Vollert sollte ihm einen unfehlbaren Fluch zusammenbrauen. Hinneri wollte den lange gemiedenen Freund aufsuchen, bald, am nächsten Sonntag schon. In diesem Entschluss machte ihn auch der Gedanke an Stine nicht wankend. Das Rächeramt forderte von ihm, eine Begegnung mit dem lieben Mädchen ferner nicht zu meiden. Auch sehnte er sich aus der kalten Verlassenheit zurück in den warmen Dunstkreis des

Baasdorfer Reichstages. Während der Woche hatte er – Gott Lob! – seine Arbeit, die müde machte und nicht zum Nachdenken kommen ließ. Aber die Heimwehqualen eines Sonntags in Tönnstedt wollte er nicht noch einmal durchmachen.

Unterweilen gedachte er zärtlich seines Neffen Wilhelm, und das freundliche Geplauder des Knaben klang ihm wie gegenwärtige Wirklichkeit in die geminderte Bewusstheit, die dem nahenden Schlaf vorausgeht. Da wurde er wieder hellwach, und der Zorn gegen die Dröge fiel ihn mit erneuter Gewalt an. Ja, der war in dem Weltverstopfertum, das zwischen ihnen als sozusagen beschworen gelten musste, am Ende so bange geworden wie ihm selbst. Ihm, dem Besitzer der Stelle, dem Mann, dem Träger des Namens stand es zu, die unsinnige Verpflichtung mit freimütigem Wort zu lösen, Stine Vollert zu freien und mit ihr Kinder zu haben, Jungens wie Wilhelm, die am festen grauen Stamm der väterlichen Arbeit das leichte, lustige und grüne Efeugerank ihres Lachens und Plauderns emporklettern lassen. Nun war er von der Drögen hinterlistig um alles betrogen worden, und *sie* wird nun Kinder bekommen. Da hatten seine schweifenden Gedanken endlich die Stelle gefunden, an der sein Fluch ansetzen musste. Nun wusste er, was ihm aufgegeben war, und so schlief er endlich ein.

Am nächsten Sonntag ließ Hinneri sich sehr frühzeitig in der „Börse“ ein Mittagessen geben. Bereits um ½ 12 Uhr war er auf dem Wege nach Baasdorf. Trotz des tiefen Schmutzes der Landstraße ließ er die Hosenbeine über die Stiefelschäfte gezogen. Dies galt ihm als Zeichen des Sonntags, und es wäre ihm wie Sabbathschändung vorgekommen, wenn er, durch praktische Rücksichten verleitet, die Hosenbeine in die Schäfte gestopft hätte. Unter dem linken Arm trug er ein Bündel, das er mit einem seiner rotbunten Taschentücher umknotet hatte. Da kam ihm der Gedanke, dass heimatlose Knechte mit einem ähnlich umknoteten Bündel am Sonntagnachmittag auf diese Art zur Waschfrau gehen. So weit also war es gekommen mit Hinneri Dührsen, der sich vormals Bauer in Baasdorf nennen durfte. Has-

tig schnitt er sich im Knick einen Haselstock. Dann knotete er das Taschentuch auf, und es kamen neue Holzpantoffel zutage, die an ihren Schnauzen noch durch eine in Krampen gesicherte Lederstrippe miteinander verbunden waren. Nachdem er das Taschentuch, sorgfältig gefaltet, in der Hosentasche untergebracht hatte, setzte er seinen Marsch in der Art fort, dass nun die Pantoffel an dem geschulterten Haselstock hingen. So war die Schande dieser Wanderung doch um ein wenig gemildert, und außerdem trug sich die Last nun entschieden bequemer.

Immer länger und eiliger wurden seine Schritte. Auf Feldwegen und Richtsteigen umging Hinneri sein Dorf und gelangte so am frühen Nachmittag ungesehen auf Hans Vollerts Hofstatt. Auf der halbdunklen Diele verstaute er die Stiefel im Schatten der Häcksellade und zog die neuen Pantoffel an, die seinen Füßen noch nicht in der gewünschten Weise Raum geben wollten. Es kam ihn die Versuchung an, zur Behebung des Übels einige Male mit den Schnauzen kurz und kräftig gegen die Lade zu stoßen. Doch besann er sich noch rechtzeitig darauf, dass dies Lärm machen werde, und so schlich er mit etwas überhängenden Hacken behutsam über die Diele und Vordiele. Es begegnete ihm glücklicherweise kein Mensch, und in der Stube fand er den Bauern, der auf seinem Sofa druselte.

Hans Vollert fuhr auf und wollte schon seinem Erstaunen wortreich Luft machen. Da fiel sein Blick auf die neuen Pantoffel, denen augenscheinlich noch kein Schritt im Freien zugemutet worden war. Hans begriff alles und behandelte diesen Besuch wie eine Sache, mit der er selbstverständlich gerechnet hatte. Mit keinem Wort war die Rede davon, dass man Hinneri nun nicht eigentlich mehr unter die Baasdorfer zählen durfte.

Hinneri musste seine Scheu überwinden; denn die Zeit vor dem Eintreffen der Reichstagsabgeordneten wollte genutzt sein. So begann er leise von dem Jammer zu sprechen, in den ihn das Weltverstopfertum geführt hatte. Seine Stimme wurde allmählich lauter, und zuletzt forderte er von dem Freund, der zu den Ein-

geweihten zählte, einen Fluch, der es der Drögen verwehrte, sich in zwölfter Stunde dem Jammer der Weltverstopfer auf eine gemeine Art zu entziehen. „Steht nicht so etwas in deinem Buch?“ fragte er. Hans Vollert sprang auf und holte den „König Lear“ heran. „Was stände nicht in meinem Buch?“ rief er begeistert. „Alles, alles steht in meinem Buch.“ Hans Vollert, der den Baasdorfer Bauern auf eine niedagewesene Art mit einem Phantasten zu vereinigen wusste, geriet hier ins Feuer wie kaum jemals vorher in seinem Leben.

Wenn er sich selbst gern dem König Le-ar verglich, so stand hinter allem Spaß doch die leise schmerzliche Einsicht, dass sich von der Grundlage des Baasdorfer Bauerntums ein Leben nicht ins Bedeutungsvolle hinaufsteigern lässt. An hoffnungsvollen Ansätzen zu tragischen Verwicklungen war im Dorf freilich kein Mangel. Aber immer zogen sich die eben geschürzten Knoten wieder auseinander, und niemals brauchte das erhabene Schicksal mit dem bloßen, hauenden Schwert bemüht zu werden. Hier nun schien ein Baasdorfer endlich eines tragischen Geschicks gewürdigt zu sein. Hinneri Dührsen war nicht im Spaß, sondern in vollem Ernst in die Rolle des Le-ar hineingewachsen. „Hier“, rief Hans in überwallender Begeisterung, „hier haben wir deine Sache. Hör zu!“

„Hör mich Natur, hör, teure Göttin, hör mich!
Hemm deinen Vorsatz, wenn's dein Wille war,
ein Kind zu schenken dieser Kreatur!
Unfruchtbarkeit sei ihres Leibes Fluch! –
Vertrock'n ihr die Organe der Vermehrung;
und nie entwachse dem verruchten Schoß
ein Säugling, sie zu ehren!“

Da das Meiereibuch eben mit seinem Bleistift auf der Kommode griffgerecht lag, riss Hans von den kreuzweis rot und blau linienten Blättern eines heraus, damit der Freund sich den Unfruchtbarkeitsfluch des Königs Lear abschreibe. Wort für Wort

malte Hinneri mit ungelinken Buchstaben den Zauberspruch hin. Als das Werk endlich getan war, faltete er das Papier sorglich zusammen und barg es in seiner Westentasche. Den beiden Verschwörern war über ihrem Tun der Kopf heiß geworden. Hans Vollert fühlte den Einbruch des Tragischen in die unleidlich gehütete Baasdorfer Welt ganz nahe, und Hinneri war seiner Sache und seiner Rache sicher. Es wurde ausgemacht, dass er den Spruch im Laufe der nächsten Woche auswendig lernen und dann am kommenden Sonntag damit vor Trina hintreten müsse. Hinneri zweifelte nicht an dem Erfolg und pries sich glücklich, als Freund einen Kundigen zu haben, der mit dem Gift des hochdeutschen Wortes umzugehen weiß.

Als diese große Sache notdürftig abgetan war, stellten sich auch schon die ersten Abgeordneten zur Sitzung ein. Die neuen Pantoffel gaben den Wünschen ihres Besitzers stumm und doch beredt Ausdruck, und all die rauhen Männer hielten mit rührendem Zartgefühl von Hinneri jede Peinlichkeit fern. Da sitzt Hinneri Dührsen. Schön und gut! Warum soll er nicht? Ist er nicht ein Baasdorfer wie wir anderen auch? Keiner fragte ihn auch nur mit einem Wort nach seinem Leben in Tönnstedt.

Da er noch einen zweistündigen Rückmarsch vor sich hatte, brach Hinneri vor den anderen auf. Als er sich auf der Diele wieder in die Stiefel zwängte, kam Stine unversehens aus dem Gang zum Kuhstall. Sie wollte sich scheu zurückziehen; aber Hinneri hatte nun die Sicherheit, sie anzusprechen. „Stine“, sagte er, „ich stelle meine Pantoffel hier unter die Häcksellade. Nun weißt du Bescheid. Lass sie man immer schön stehen.“

Er fand nun auch den Mut, seinen Rückweg durch das Dorf zu nehmen, dessen Straßen in der beginnenden Dämmerung und der Zeit des Viehfütterns ziemlich verlassen waren. Die Wendung am Spritzenteich gab ihm über den Kreuzweg hinaus den Blick auf sein Haus frei. Es lag so friedlich da, als hätten sich in seinen Räumen niemals Ungeheuerlichkeiten ereignet. Der Anblick beruhigte den Ausgestoßenen und war ihm doch auch eine

kleine Enttäuschung. Wohl war der Brand dieses Hauses eine abscheuliche Vorstellung, und doch hatte Hinneri ganz im geheimen gehofft, eine rauchende Trümmerstatt zu finden, in der auch die Gebeine der Verbrecher verkohlt sind. Dann wäre er seines schweren Rächeramtes mit einem Mal ledig gewesen. Nun sah er ein, dass kein strafender Gott ihm die Arbeit abnehmen werde, und er stärkte sich durch einen Griff an die Westentasche, in der das Papier knisterte.

Die beendete Wintersaat hatte viele Holzarbeiter für die Arbeit in den Wäldern zwischen Baasdorf und Tönnstedt freigegeben. Hinneri hatte Buchenstämme abzufahren aus einer Gegend, die ihn ganz nahe an die Heimat heranbrachte. Wenn ihm sein Sitz auf dem Stamm trotz der Moospolsterung und der Woldecke zu hart wurde, schritt er neben der Fuhre her. Da war Zeit genug, den Fluch König Lears auswendig zu lernen. Die Einsamkeit der Wälder gestattete ihm, mit lauter Stimme dem Werk obzuliegen. Er fand sich zurück in die Sprache seiner Schuljahre, in jenes niedersächsische Dorfschulhochdeutsch, in dem ein kluger Mann den vollendeten Ausdruck eines redlichen Willens gefunden hat. Hinneri Dührsen hatte sich in jungen Jahren durch das ausgezeichnet, was man im Plattdeutschen einen „behöllern Kopp“ nennt. Unter gelichtetem Haar tat das Gedächtnis auch heute noch leidlich guten Dienst, und bald war er seines Unfruchtbarkeitsfluches so gewiss wie des Vaterunsers. In das Malmen der Räder, in das Ächzen der beiden schwerbeladenen und für die langen Stämme weit auseinandergezogenen Wagenteile, in das Janken und Klirren des Pferdegeschirrs klangen Worte wie

„Hör mich Natur, hör, teure Göttin, mich!“

Die Pferde hoben den Kopf, spitzten die Ohren. Ihnen erschien dieser neue Fuhrmann viel kurzweiliger als sein Vorgänger. Sie nahmen Shakespeares Worte als ermunternde Zurufe und taten das Mögliche.

Am nächsten Sonntag machte sich Hinneri wieder auf den Weg nach Baasdorf. Es war ein nebliger Tag im Anfang des Dezember. An der grauen, grobfaserigen Jacke des einsamen Wanderers verdichtete sich der Nebel zu kleinen Tropfen. Tropfen hingen im Gesträuch, das den Weg säumte. Hinneri sprach seinen Spruch vor sich hin, und die Tropfen im Gesträuch erschienen ihm wie Tränen, die er der drögen Trina endlich abgezwungen hatte. Je näher er aber an sein Dorf herankam, desto mehr schwand ihm der hohe Mut. Doch widerstand er der Versuchung, sich wieder ungesehen an Hans Vollerts Haus heranzuschleichen. Dührsens Haus zeigte hinter der Dornenhecke sein gleichmütiges Gesicht. Nein, der liebe Gott enthielt sich des Eingreifens, schleuderte keinen Blitz, ließ nicht Pech und Schwefel regnen, zeigte sich in jeder Weise unlustig, dem geplagten Hinneri das Rächeramt abzunehmen.

Bei Hans Vollert fand sich keine Gelegenheit zum Auffüllen der immer mehr schwindenden Mutvorräte. Hier hatten sich die Tochter Maria und der Hüttener Schwiegersohn, Goneril und Albanien also, zum Besuch eingestellt. Hinneri saß eine Weile schmauchend in seiner Ecke und erhob sich dann schwer zur Ausführung dessen, was ihm aufgetragen war. Hans Vollert rührte sich nicht von seinem Sofaplatz, sondern forderte nur in Übereinstimmung mit den Gesetzen dörflicher Höflichkeit den Scheidenden auf, „das Geleit mitzunehmen“. Er konnte Hinneri nur noch mit einem beschwörenden Blick und durch ein Ballen der Faust zur Standhaftigkeit und Unnachgiebigkeit ermahnen. Aber das war zu wenig.

Langsam ging Hinneri Dürsen die Dorfstraße hinab. Immer unruhiger schlug sein Herz, immer benommener wurde ihm zu Sinn, immer trockener brannte ihm die Kehle. Nun ging er wie torkelnd über seine Hofstatt; nun stand er inmitten der großen Diele, und hier musste es geschehen. Aber da war er mit einem Mal wieder der bescheidene Hinneri, der nicht zu den Eingeweihten gehörte und dem das Hantieren mit dem Gift hochdeut-

scher Worte nicht zustand. Wohl machte er einen Versuch mit den Eingangsworten: „Hör mich, Natur!“ Aber es zeigte sich, dass sich der Fluch aus seinem Gedächtnis verflüchtigt hatte. Irgendetwas musste doch geschehen, und in höchster Not sah Hinneri vor seinen Augen mit einem Mal die Wandtafel, auf die der alte Lehrer Tank als Schönschreibmuster ein Sprichwort geschrieben hatte. Diesen Spruch brauchte der geplagte Rächer jetzt sozusagen nur abzulesen, und plötzlich scholl es über die Diele und durch das ganze Haus: „Unrech Chut chedaihet nich! Hess at hört? Hess at hört? Hess at hört?“ In dem Zusatz der dreimaligen Frage wagte sich der ganz kleine und ängstliche Dichter hervor, der sich in einem Winkel der Seele verborgen hielt. Hinneri hatte damit einen Fund getan, der seinen rhythmischen Bedürfnissen vollauf Befriedigung gab. „Unrecht Gut gedeihet nicht!“ Das fällt dem Sprechenden wie ein Stück Eisen schwer vor die Füße. Der Zusatz der Frage aber macht das Ganze beschwingt, dass es davonschwirrt wie ein Pfeil, der in der Ferne sein Ziel findet. Zweimal noch wiederholte Hinneri seinen Spruch, und auch mit der Dreizahl erfüllte er eine Forderung des heimlichen Dichters. Die beiden letzten Male aber klang seine Stimme schon leiser und unsicherer, und als er das letzte „Hess at hört?“ herausgebracht hatte, verließ er die Diele in einem kleinen Trab, weil er befürchtete, von Siewert, dem neuen Bauern, mit der Peitsche ausgetrieben zu werden.

Auch an den folgenden Sonntagen stand Dührsens Haus wie immer unversehrt am Wege. Der liebe Gott schien also doch unrecht Gut gedeihen lassen zu wollen. Was sollte der arme Hinneri gegen Gottes unerforschlichen Ratschluss ausrichten? Das Heimweh machte ihn krank, sterbenskrank, und an einem Tage im Januar kam er still nach Baasdorf zurück, um der Schwester und dem Schwager als Knecht zu dienen. Ein kleiner Rest von Stolz gebot ihm, in die Hausgemeinschaft der Betrüger nicht voll einzutreten. Er bezog am oberen Ende der großen Diele eine kleine, ärmliche Kammer, auf deren holperigem Lehmfußboden

Bett und Lade mühsam mit Holzkeilen zu festem Stand gebracht werden mussten. Trina überwand ihren Geiz und ließ die Kammer neu herrichten. Es wurde ein Fußboden gelegt und ein Ofen gesetzt. Sie wollte sich von den Leuten nun nichts mehr nachsagen lassen.

Neuntes Kapitel

Von dem Leben der drei Menschen hinter der großen Dornenhecke drang in der Folge kaum noch Kunde ins Dorf. Der Knecht war entlassen worden, weil zwei Mannsleute für die Arbeit auf dem Besitz vollkommen ausreichten. Trina hatte eine entfernte Verwandte ins Haus genommen, ein zwanzigjähriges Mädchen, das sich aus Gründen der verwandtschaftlichen Solidarität Schweigen auferlegte. Es war nur soviel bekannt, dass Siewert zwischen den beiden Dührsen kein leichtes Leben hatte. Dabei wollte die Herkunft des Prinzregenten von „tiefdenkerischen“ und „nahenehmenden“ Vorfahren immer bedacht sein. Verglichen mit der granitenen Trina, war Hinneri aus Holz geschnitzt, und zwar aus einem nicht allzu widerstandsfähigen. Immerhin war er doch um einige Grade härter als der arme Siewert, und so bestand für diesen die Gefahr, zwischen den beiden Dührsen langsam zerrieben zu werden. Gewiss war Hinneri eine gutmütige Seele; aber er hatte doch wahrlich keinen Grund, Siewert Thun mit besonderer Schonung zu behandeln.

Die Besuche des Spinnewebers im Dührsen-Haus hatten nach den Beobachtungen Sibbel-Lischens nahezu aufgehört. Dafür verbrachte Siewert seine Sonntagnachmittage oft im Verlehntshaus der Mutter, wo er sich ausweinen und, da Wieb ja das große Geschäft unwiderruflich abgeschlossen hatte, auch stärkende Worte in Empfang nehmen konnte.

Hinneri belauerte seine Schwester oft von verborgenen Beobachtungsständen her, konnte aber bis jetzt an ihrem hageren Körper keinerlei Veränderungen bemerken. Das war ihm eine große Genugtuung, und zuweilen meinte er schon, der Unfruchtbarkeitsfluch, den er immer noch in der Westentasche trug, habe auch aus der Ferne der Tensjaher Hölzungen seine Wirkung tun können. Aber er war seiner Sache noch keineswegs sicher.

In Trinas Verhalten zu ihrem Neffen hatte sich nichts geändert. Immer noch galt Wilhelm als der Thronerbe. Die meisten seiner Sonntage verbrachte der Knabe im Dorf. Nie versäumte er,

auch den Grotmaacks einen Besuch zu machen; aber der Gefühlseligkeit Sibbel-Lischens setzte er nun eine betont herbe Männlichkeit entgegen, und mit Else blieb er ungerne allein. Die Baasdorfer Jungen erkannten sein Führertum immer williger an. Wenn er Dührsens Scheune zum Schauplatz wilder Spiele machte, so ärgerte sich Trina über eine Eigenmächtigkeit, die dem Jungen von der „Plummdeern“ vererbt sein musste. Hinneri aber horchte dem freundlichen Lärm mit einem versonnenen Lächeln.

Im frühen Sommer des Jahres 1911, als seit der Hochzeit gute sieben Monate verflossen waren, meldeten sich Jürgen Dürsen und seine Frau Berta zu einem Besuch in Baasdorf an. Trina kam in einen großen Zorn; denn sie erkannte gar wohl, dass die Schwägerin ihre Unruhe nun nicht länger bändigen konnte. Die „Plummdeern“ wollte über die Erbaussichten ihres Sohnes Klarheit haben. Was hätte die Dröge darum gegeben, wenn sie der Schleicherin mit den schweren Bewegungen der Gesegneten hätte entgetreten können. Aber sie war so dürr und hager wie immer, und dass ihr der langersehnte Triumph über die Schwägerin vorenthalten blieb, das war eine der vielen Ungerechtigkeiten, mit denen das Leben sie plagte. Sollte der tugendsamen und ehrbaren Katharina Thun, der geborenen Dürsen, wirklich nicht möglich sein, was leichtfertigen Mägden in Unehren und so ganz nebenher gelingt? Sie eiferte gegen ihr Geschick, zieh den Taler-Gott der Vertragsbrüchigkeit und belegte in ihrer Enttäuschung Mann und Schwiegermutter mit wenig schönen Namen. Am kommenden Sonntag wollte sie um jeden Preis über die Plummdeern triumphieren. Sie sah an dieses Ziel einen Weg gebahnt, den sie zu gehen beschloss, obwohl an seinem Ende nicht der prallwirkliche Erfolg stand, sondern nur dessen nebelhafte Nachbildung, die sich vor der unaufhaltsam heraufkommenden Sonne der Wahrheit früher oder später verflüchtigen musste.

Trina trug immer noch einen Cul, einen Küh, wie man hierzulande sagt, wenn auch die Mode dieses Ausrüstungsstück

schon seit Jahren verpönte. Aber was hatte sie mit der Mode zu tun? Praktische Erwägungen rieten ihr die Beibehaltung des Küh an; denn beim Feudeln, bei der Gartenarbeit und anderen Gelegenheiten ergab sich immer wieder, dass die langen Röcke aufgebunden werden mussten. Da sich aber an Trinas dürrer Körper nirgends natürliche Vorsprünge fanden, an denen sich die überflüssigen Stoffmassen hätten aufhängen lassen, so musste die Kunst aushelfen.

In aller Heimlichkeit machte sie sich daran, einen zweiten Küh anzufertigen. Aus einem billigen grauen Stoff schnitt sie zwei Lappen so heraus, dass die Teile, aneinander genäht und ausgestopft, etwa den Wulst ergeben mussten, der sich nach den Enden hin ständig verjüngt, bis er übergeht in die Leinenbänder, die in einer Schleife über dem Leib das Ungetüm festhalten. Die Arbeit ging Trina gut von der Hand. Die beiden Stoffteile waren schon aneinander genäht, und an der Form gab es nichts zu mäkeln. Nur die obere Naht war noch nicht ganz geschlossen. Schon machte sich Trina daran, durch die verbleibende Öffnung die zum Polstern bereitstehende Buchweizenspreu hineinzustopfen, als ärgerliche Geräusche sie nötigten, in die Küche zu eilen. Richtig! Da hatte sich das Hühnervolk eingeschlichen. Die Lästigen wurden nicht schlecht an die frische Luft gepüstert; aber dann zeigte sich, dass sie trotz des frühzeitigen Eingreifens der Hausfrau noch Zeit gefunden hatten, hier und da unliebsame Spuren ihres Eindringens zu hinterlassen.

Das Mädchen wurde herbeigerufen und heftig zur Rede gestellt. In Anna war leider das kostbare Dührsenblut durch zweifelhafte Zumischungen schon so verdünnt worden, dass sie sich wenig, oder gar nicht von gewöhnlichen Mägden unterschied. Dagegen hielt sie sich aufgrund der Verwandtschaft für berechtigt, überall Widerworte zu geben. Es war schon eine Last, und die Auseinandersetzung wollte denn auch so bald nicht abreißen.

Während dieser Zeit kam Hinneri in die Wohnstube, um in der Frage des Schweineverkaufs den Rat oder vielmehr die Ent-

scheidung der Gebieterin einzuholen. Als er des beinahe geschlossenen Küh ansichtig wurde, kam ihm ein Gedanke, zu dem er sich wohl beglückwünschen durfte. Er griff in die Westentasche, zog ein verschmutztes Blatt Papier hervor und entfaltete es. Ritsch, ratsch, ging es dann, und immer wieder ritsch, ratsch, bis sich der Unfruchtbarkeitsfluch in eine Handvoll kleinster Papierstücke verwandelt hatte. Er schob die Fetzen durch die Öffnung in den Küh und vermengte sie sorgfältig und unauffällig mit dem Buchweizenkaff. Dabei lachte er ingrimmig vor sich hin und murmelte durch die Zähne: „Töf man, du Satan! Ich bringe dich noch zum Weinen, dröge Trina.“ Wenn er es im vorigen Herbst auf der großen Diele mit seinem Fluch nicht unbeträchtlich versehen hatte, so war das heute doppelt, dreifach, vielfach wieder eingebracht. Trina sollte von nun an das Zaubermittel aus Hans Vollerts Giftschränk sozusagen am bloßen Leibe tragen, und das ist eine Sache, da können sogar Hexen nicht gegen an. Nach getanem Werk konnte Hinneri ungesehen entweichen.

Am darauffolgenden Sonntag ging es in Dührsens Haus in mancher Beziehung quer und verkehrt zu, und wenn man bedenkt, dass Trina den Cul vorn trug, so war es ja auch nicht weiter zu verwundern. Die Plummdeern sprach dummdreist von ihren Plänen. Wilhelm werde in den ersten Jahren nach seiner Konfirmation sommers bei tüchtigen Bauern „Unterschied lernen“ und winters die landwirtschaftliche Schule in Tönnstedt besuchen müssen. Zu solchen Worten schüttelte Trina unter scheinheiligem Augenrollen bedenklich den Kopf und ließ mit einem bezeichnenden Blick in die Gegend des neuen Küh verlauten: „Es kann sich ja hier immer noch mal was verändern. So ist dascha nich.“ Sie hatte auch die Genugtuung, dass die Plummdeern erbleichte. Aber der Triumph wurde ihr sofort wieder durch ein offenbar aufsässiges Gelächter Hinneris geschmälert. Siewert ließ den Kopf sinken und war noch schweigsamer als zuvor.

Immer wieder kam Trina auf die möglichen Veränderungen zurück, war jedoch von dem Erfolg keineswegs befriedigt. Der

Cul mochte sich verwirrt und im Wirken gelähmt fühlen, weil sein Name sich in einem unversöhnlichen Widerspruch befand zu dem Ort, der ihm angewiesen war. Jedenfalls war seine Trägerin ganz und gar nicht mit ihm zufrieden. Berta, die alles selbst durchgemacht hatte, ließ sich durch die Machenschaften der Schwägerin in der Sache doch nicht täuschen, ja, wenn man es genau nimmt, merkte sie nicht einmal die Absicht einer Täuschung. Sie hielt das, was die Schwägerin mit viel Vorbedacht, aber wenig Geschick aufgebaut hatte, ganz einfach für ein Versehen in der Verteilung der Unterkleider. Die Plummdeern war also keineswegs zu Boden geschmettert, vernichtet, abgetan. Sie ärgerte sich nur weidlich, und damit musste sich die Dröge am Ende begnügen. Alle Beteiligten waren froh und erleichtert, als der letzte Zug den Besuch endlich in die Stadt zurückbrachte.

Die dröge Trina war vom ehelichen Stande in jeder Hinsicht enttäuscht. Auch der Gedanke, dass sie nun ihre Haushaltung durch Bande der Verwandtschaft am Kreuzweg festgemacht hatte, am beharrenden Kern und glanzvollen Mittelpunkt des Dorfes, auch *der* Gedanke konnte sie nicht entschädigen. Wilhelm, den sie nun wohl oder übel in seinen Erbensprüchen neu bestätigen musste, hatte die beiden Grundregeln eines erfolgreichen Lebens noch immer nicht begriffen. (1. Mir schenkt auch keiner was, 2. was du weggibst, das bist du los.) Auch machte die Eisenbahn Trina weiterhin schwere Sorgen. Immer tiefer fraß sich das Teufelswerk ins dörfliche Leben ein, und um die gute alte Zeit war es ganz und gar geschehen. Immer wieder ergaben sich neue Veränderungen, Verbesserungen, sagten die Verblendeten, und ein Ende war nicht abzusehen.

Wir wollen uns die tiefgreifenden Neuerungen im Dorfleben einmal am Beispiel des Abliefers fatter Schweine klarmachen. Dazu veranlasst uns die Tatsache, dass in Trinas Stall wieder einmal fünf rundliche Grunzer zum Verkauf reif geworden waren.

Was gab das in früheren Zeiten für Umstände! Erst mussten die Schweine zum Höker getrieben und dort auf einer sehr engen und unpraktischen Waage gewogen werden. Schon dies konnte nicht ohne Misshandlungen der Kreatur abgehen. Wenn dann aber die armen Tiere am Schwanz und an den Ohren zum Abtransport in die Stadt auf den Leiterwagen gehoben werden mussten, dann fing die Quälerei erst richtig an. Schweine haben auch Gemüt und Nachgedanken, und so wurde ihnen schnell klar, dass dies alles nun und nimmer ein gutes Ende nehmen könne. Auf der langwierigen, beschwerlichen und außerdem noch kostspieligen Fahrt zur Stadt fanden sie Zeit, sich kommende Greuel in allen Einzelheiten auszumalen, und dabei grämten sie sich dann, wie es nachher die Waage in der Stadt bewies, schnell noch zwei Pfund Fett von den Rippen. (Der geneigte Leser wird schon gemerkt haben, dass wir uns für diese Betrachtung die Augen von denjenigen geliehen haben, die Trina für verblendet hielt.)

Jetzt aber, Junge, jetzt ist es mit den Schweinen ein ganz anderes Leben. Jochen Sievers, der O-beinige Schlachter aus Schafstedt, hat das Amt des Schweineaufkäufer übernommen. Sein pralles Gesicht ist aus vielen kleinen Flächen von verschiedener Färbung mosaikartig zusammengesetzt. Es gibt da zwischen dunkelblau und zartem Rosa alle erdenklichen Absattungen. Ein fettiger Glanz aber legt sich einigend über das Ganze, und es ist weiter kein Wunder, dass Jochen Sievers überall „Sülzkopf“ genannt wird. Von Zeit zu Zeit geht er im Dorf herum, fragt fetten Schweinen nach, macht eine Eintragung in sein Notizbuch und bestimmt den Tag der Lieferung. Er ist ein reeller Mann, und das langwierige Handeln von ehemals ist nicht mehr vonnöten. Es wird gezahlt, was am Tage vor der Ablieferung Hamburger Preis war, und bar, meine Herrschaften, bar auf den Tisch. Und nun begeben wir uns auf die Straße, sehen ihrem Treiben eine Weile zu und setzen uns endlich mit dem Ziel Bahnhof gemächlich in Bewegung. Wir wollen uns bei der Be-

trachtung eines neuzeitlichen Schweineablieferns des Fortschritts erfreuen.

Hoch und blau ist der Himmel, und die Sonne weiß wohl, was sie diesem Baasdorfer Fest- und Ehrentag schuldig ist. Nah und fern hallen die Straßen von freudigen Zurufen wider, in denen wir bei genauerem Hinhorchen Schimpfereien von unglaublicher Derbheit entdecken. Dies Getöse ist nötig, um die in ihrem Fett träge hintrottenden Gruppen und Grüppchen der Borstenträger in Bewegung und auf dem richtigen Weg zu halten. Dabei ist der Sinn der Worte belanglos. Der Ton macht die Musik, und die ist an diesem Tage des Abschieds ganz auf heiteres Wohlwollen und Anerkennung gestimmt. Wie sollte es auch anders sein? Die Stunde ist nahe, in der das Borstenvieh, das im Gerstenschrot auch erschreckend viel Geld verschlungen hat, die Taler mit schönem Gewinn wieder herausrückt.

Die Bauern haben für das „Schweinemöten“ den Hütejungen oder den Kleinknecht beordert. Überall sind ja Hofeinfahrten und offene Hecktore, die immer wieder einzelne Tiere zum Abirren vom geraden Weg der Tugend verleiten. Dann muss beizeiten eingegriffen werden, damit nicht die ganze Schar in Verwirrung kommt. Es ist ein stolzer Anblick, wenn beispielsweise einer der vier Kreuzwegbauern mit einer schlachtreifen Herde daherkommt. Welch ein Gewoge schwappender Bäuche! Aber auch „kleine Leute“ treiben heute zum Bahnhof, was in ihrem Ställchen herangewachsen ist. Seht, da kommt der Schneider Stapelfeldt mit seinem Einzigem, mit seinem „Hans“! Der Schneider und seine Frau sind kinderlose Leute, die ihre Ferkel immer wieder sozusagen adoptieren und in vorbildlicher Liebe heranziehen. Liebe erweckt Gegenliebe, und von dieser Regel macht Hans keine Ausnahme. Er hat nicht nur mit schuldigem Eifer die Anhäufung von Fettmassen betrieben, sondern auch seine seelische Entwicklung war in jeder Hinsicht erfreulich. Er ist sozusagen ein Gemütsschwein. In einem friedlichen Abschiedsgeplauder streben Vater und Sohn dem Bahnhof zu. Der

Schneider mahnt: „Sei man nicht bange, Hans! Wir kommen alle mal an die Reihe“, und der vom Schicksal Gezeichnete drückt durch ruhiges Grunzen den Gleichmut dessen aus, der im Fett weise geworden ist. Von Zeit zu Zeit drängt sich dem Schneider ein Wölkchen linder Wehmut vor die festliche Sonne dieses Tages. Die leichten Regungen eines bösen Gewissens aber bringt er mühelos wieder zur Ruhe. Die Liebe darf sich nun und nimmer hinreißen lassen zu einer Auflehnung gegen die göttliche Weltordnung, die den Schweinen vorgeschrieben hat, dass sie sich zur gegebenen Zeit in Braten, Schinken, Speckseiten und Würste verwandeln müssen.

Der Bahnhofswirt und –vorsteher hat in einem Holzschuppen eine Lattenwand so anbringen lassen, dass der abgekleidete Teil mehr nur einem schmalen Gang durch die ganze Breite des Raumes gleicht. Hier ist eine große, geräumige Waage aufgestellt, an der die Schweine einfach nicht vorbeikommen können. Der Holzboden der Waage hält mit der Lehmdiele des Schuppens genau gleiche Höhe, und die Borstenträger werden gewogen, ohne dass sie davon etwas ahnen. Sie grunzen nur einmal ganz kurz und etwas befremdet auf, wenn vor ihrer Schnauze plötzlich ein Eisengitter einschnappt. Sie regen sich darum auch nicht weiter auf und sehen sich nicht zu einer Lebensäußerung genötigt, der große Angst sonst immer Auftrieb gibt. Der Augenblick, in dem das Gitter einschnappt, bereitet den zahlreichen Zuschauern immer aufs neue höchstes Vergnügen. „Junge, Mensch! Denkst du noch an die alten Zeiten? Dies Wiegen beim Höker – es war eine fürchterliche Quälerei.“ Ja, bei den Anstalten *mussten* die armen Viecher argwöhnisch werden. Jetzt behalten sie während des Wiegens in tiefem Seelenfrieden alles bei sich. Hinter der Waage aber türmen sich zum großen Vergnügen aller Liefernden immer höher dampfende Haufen auf, die Jochen-Schlachter eben, weil sie *hinter* der Waage liegen, als reines Fett bezahlen muss. Aus allem ergibt sich, dass es heute auch beim Schweineabliefern humaner zugeht. Alles bezeugt den Fortschritt.

Wenn die Gewogenen und nur selten zu leicht Erfundenen auf der andern Seite des Schuppens wieder ins Freie gelangen, so ist ihnen durch allerlei Holzgatter der Weg derart verstellt, dass sie ganz von selbst und wieder völlig ahnungslos auf die Laderampe und von da weiter in den Eisenbahnwagen kommen. Alle Aufregung wird ihnen geflissentlich ferngehalten. In dem Wagen glauben sie einen Stall zu erkennen. Sie schnuppern an den Wänden herum und grunzen nur wieder einmal befremdet auf, wenn sie keine Tröge entdecken. Zur gegebenen Zeit wird man schon für sie sorgen. Schweine sind Optimisten.

Schneider Stapelfeldt steht zwischen dem Wagen und der Rampe am Laufsteg, und es gelingt ihm, seinem Hans, der eben vorbeigeht, einen letzten liebevollen Klaps auf das rosige Hinterteil zu versetzen. Nur Toren können hier mit der Möglichkeit eines Irrtums rechnen; nur dem Unverständigen sind alle Schweinegesichter gleich, nicht aber dem Kenner und dem Liebenden. Dieser Zug männlichen Gleichmutes am Munde, der sich mit dem Ausdruck der Verschmitztheit in den Falten um das linke Auge zu einer sehr merkwürdigen Wirkung vereint, - das ist einmal und unverwechselbar Hans. Schneider Stapelfeldt kehrt sich ab mit den Worten: „So, nun habe ich meinen Hans zum letzten Mal gesehen.“ Und nun übermannt es ihn doch; nun muss er eine kleine Träne zerdrücken. Ja, die großen Bauern trennen sich leichter von ihrem Vieh.

An der Waage ist während der ganzen Zeit Gedränge, Lärm und Gelächter. Nicht nur die unmittelbar Beteiligten sind hier vertreten, sondern auch die Neugierigen und die Spaßmacher, die durch ihre unverbindliche Anwesenheit das geschäftliche Treiben recht eigentlich zum Fest erhöhen. Jehann Grotmaack und Hans Vollert dürfen hier niemals fehlen. Wenn ein Schwein die Waage betritt, so heißt die Frage: „Der dare? Was soll er wiegen?“ Damit sind alle diejenigen herausgefordert, die Schweineverstand zu besitzen glauben, und wer wollte sich den wohl absprechen lassen? Wer sich um mehr als fünf Pfund verschätzt, hat in die-

sem erlauchten Kreis das Recht verwirkt, fernerhin noch den Mund aufzutun. Zahlen schwirren durcheinander. *Hier* wird Beifall laut, *dort* aber die hohngetränkte Lache des Widerspruchs. „Was, 295 Pfund gibst du dem? Der hat mit 290 schon sehr zu krabbeln. Das sage ich dir.“ Man ereifert sich, und es gibt heiße Köpfe. Da werden wilde Wetten abgeschlossen, deren Austrag nachher die Gaststube sehen wird. Der Wirt, der die Waage bedient, schweigt zu allem und schmunzelt nur. Dazwischen wird immer wieder die Eisenbahn überschwänglich gelobt, die neue Zeit, der Fortschritt. Zeitverlust, ärgerliche Unkosten, dies alles fällt weg, und auch dem Borstenvieh kommen endlich die Segnungen der Humanität zugute.

So reden die Männer, gewichtig und mit abschließenden Handbewegungen. Da aber weitem Baasdorf mehr und mehr in den Ruf kommt, die Männer ließen sich hier das Heft aus der Hand winden, und Mannshand bleibe nicht ferner unbestritten oben, so müssen wir wohl oder übel auch den Frauensleuten zu dieser Sache das Wort geben, und da klingt nun alles erheblich anders. Tagediebe sind die Mannsvölker, und die Eisenbahn und was damit zusammenhängt, loben sie nur darum so sehr, weil sich für sie so viele neue Gelegenheiten zum Unklug- und Duhnspielen ergeben haben. Einige der ganz Tollen dehnen das Schweineabliefern regelmäßig bis in die nächste Morgendämmerung aus, und es ist ihnen dabei ganz gleichgültig, ob sie geliefert haben oder nur Zuschauer waren, ob sie also die Zechinen für gewaltige Zechen vom großen Haufen nehmen können oder nicht. Zur Bezeichnung dieses Unwesens ist neuerdings ein Ausdruck von besonderer Verächtlichkeit in Umlauf gebracht worden. Seine Herkunft lässt sich – wie meistens in solchen Fällen – nicht genau bestimmen; aber es darf als ausgemacht gelten, dass er aus einem Frauenmund stammt. Die Unruhe einer Sau, die es nach dem Gefährten verlangt, bezeichnen wir in Baasdorf als „Broemen“, und wenn nun nach dem Schweineabliefern einen Tag und eine Nacht lang wüstes Gegröhl vom Bahnhof her über

das Dorf schallt, so heißt es: „Die Mannsleute broemen.“ Das will sagen: Sie schlagen alle Mahnungen der Zucht und Ehrbarkeit in den Wind und ergeben sich ihrem Hang zum Trunk wie einer viehischen Brunst.

Es darf aber nun nicht die Meinung aufkommen, unsere Baasdorfer Frauen seien alle vom Schlage der Sauertöpfischen. Nein, so ist es nicht – Gott sei Dank! Einige nehmen solche Ausschreitungen hin wie Naturerscheinungen, wie ein Gewitter etwa, das man durch Protest doch nicht an seinem Toben hindern kann. Man muss es eben ausrasen lassen. Andere entdecken sogar den Humor der Sache, grollen nicht weiter und setzen am nächsten Tag dem Alten in seinem Katzenjammer höchstens ein bisschen mit spöttischen Redensarten zu.

Manchem Leser ist vielleicht die Vermutung gekommen, mit dem Wort „broemen“ könne sich wohl die Dröge sprachschöpferisch betätigt haben. Dem ist aber nicht so. Sie hat ja keine Veranlassung, für das talergotteslästerliche Treiben der Mannsleute Ausdrücke von besonderer Durchschlagskraft zu ergrübeln. Ihre beiden Männer sind wohlerzogen.

Hinneri und Siewert trieben ihre fünf Schweine vom Hof, und Trina sah ihnen unbesorgt nach und überschlug noch einmal die Taler, die sie zu erwarten hatte. Bei der Ankunft auf dem Bahnhofsplatz fragte Siewert: „Willst *du* hier bleiben?“ Aber Hinneri kniff die Lippen zusammen, schüttelte eigensinnig den Kopf und antwortete barsch: „Du bist der Bauer, und du hast das Sagen.“ Damit wandte er sich zum Gehen. Siewert musste mit seiner nie ganz weichenden stillen Traurigkeit ausharren unter lauter lustigen Menschen. Die hatten gut lachen, die konnten sich eines leichten Sinnes freuen; auf seinem Denken aber lastete mit ständig zunehmender Schwere „das Rätsel Weib“. Als der Sülzkopf ihm nach Beendigung des Wiegens und Verladens in der schon sehr geräuschvollen Gaststube das Geld für Trinas Schweine hingeählt hatte, wollte er an der Tonbank nur noch

ganz schnell das kleine Glas Bier trinken, das sogar Trina als Opfer der Höflichkeit bewilligt haben würde.

Da fasste ihn Hans Vollert ins Auge, der schon im Sofa vor Anker gegangen war. Hans gedachte des Jammers, aus dem seine Cordelia noch immer keinen Ausweg gefunden hatte, und obwohl er alles, was damit Zusammenhang hatte, sehr richtig beurteilte, trieb es ihn nun doch, an Siewert eine Bosheit auszulassen. „Siewert“, rief er ins Stimmengewirr der Gaststube, „nun lauf rasch nach Hause! Trina wartet schon auf ihre Taler.“ Der Angerufene fuhr herum und bot der plötzlich eingetretenen Stille die Stirn. Seine Blicke flatterten umher wie gescheuchte Vögel. Wo er auf einem Gesicht Verlegenheit las, musste er noch dankbar sein. Hier aber lächelte der Spott, und dort gar grinste der Hohn. Die heiße Röte auf seiner Stirn wich einer tiefen Blässe, und durch die männliche Maske des braunen Vollbarts sah man deutlich das Gesicht eines verängstigten Knaben.

Langsam schritt Siewert auf Hans Vollert zu. Ein paar Männer drängten ihm nach, um Handgreiflichkeiten zu verhindern. Denn man sah es: der sanfte Siewert war völlig außer sich. Es geschah aber weiter nichts Aufregendes, wenigstens vorläufig nicht. Siewert zwängte sich neben Hans Vollert ins Sofa und sagte mit unheimlicher Ruhe: „Ich habe Zeit, viel Zeit, und ich habe Geld, viel Geld. Kröger, eine Runde für die ganze Kompanie, und für mich und Hans einen Kümmel dazu!“ Da sprang der geduckte Übermut wieder auf. Die beiden Männer im Sofa vertieften sich in ein abgesondertes, hastiges und finsternes Trinken.

Aber Hans Vollert ertrug diesen Zustand nicht lange. Die geräuschvolle Gutmütigkeit seines Wesens kam bald wieder zum Vorschein, und nun versetzte er seinem Nebenmann einen derben Schlag auf die Schulter: „Nichts für ungut, Siewert, ich weiß ja Bescheid, mein Junge, ich weiß ja Bescheid. Dir sitzt ein Stück Poahr Dangoaß in der Kehle, und nun wird dir die Luft knapp. Spül es herunter heute, oder besser noch: spül es los und spuck es aus!“

Dann war es, als wolle er seine Gedanken im Gesang weiter-spinnen und dabei das Elend dieses Ehestandes ausnahmsweise ein wenig vom Standpunkt der Drögen betrachten. Denn nun begann er gröhrend zu fragen: „Und wer, und wer, und wer ist schuld daran?“ Auf ein Zeichen gab der Chor dröhnend die Antwort: „Ja, die bitterböse Schwiegermamama!“ Siewert sang mit, ohne sich bei den Worten etwas zu denken. Mit einem Mal war ihm leicht ums Herz, und es schien, als wollte dieser Tag auch für ihn zu einem Fest werden. Überall sah er lachende und wohlmeinende Gesichter.

Immer höher gingen die Wogen der Lustigkeit. Jehann Grotmaack, Jakob Prüß, der Mauermann, und andere Tausend-künstler stellten sich abwechselnd in die Mitte der Gaststube und gaben zum besten, was sie auf Jahrmärkten dem beliebten Humo-risten Willibald Clausen abgelauscht hatten. Hans Vollert ver-suchte sich sogar an einem Monolog des wahnsinnigen Le-ar: „Blast Wind‘ und sprengt die Backen! Wütet! Blast! Ihr Katarakt und Wolkenbrüche, speit!“ Aber den Tühnkram wollte man sich nicht lange gefallen lassen. Siewert wurde hart bedrängt, auch seinerseits etwas zur Unterhaltung beizusteuern. „Wenn du wei-ter nichts gelernt hast“, rief man ihm zu, „so gib einen Schwank aus deinem Leben zum besten!“ Siewert sank in sich zusammen und fühlte einen grauen Vorhang vor seinen Augen niedergehen. Es erloschen die festlichen Lichter, die ihm über diesem Tage aufgegangen waren. Hans Vollerts Belesenheit ging ihm ab. Von Shakespeare wusste er nichts, und mit den Fachausdrücken des Bühnenspiels konnte er nicht umgehen. Der Sache nach aber sah er ganz klar die Aussichtslosigkeit des Versuches, in die zähe, graue Tragödie seines Lebens einen saftigen, bunten Narrenauf-tritt einzustreuen.

Um diese Zeit war die ahnungslose Trina damit beschäftigt, für das Mittagessen einige Bulte Frühkartoffeln aufzunehmen. Die Hainborsteler Sippenangehörigen hatten für den übermorgi-gen Sonntag ihren Besuch angesagt. Es war noch recht früh im

Jahr, und den „Fremden“ waren ganz gewiss neue Kartoffeln heuer noch nicht unter die Gabel gekommen. Trina wollte heute, am Freitag, mit neuen Kartoffeln aufwarten, um dem staunenden Besuch in aller Unschuld vorprahlen zu können: „Neue Kartoffeln? Was denn? Habt ihr noch keine? Wir essen schon lange.“

Die Geräusche ihrer Arbeit drangen durch die Dornenhecke auf die stille Straße. Greta Stieper, eine der Kreuzwegfrauen, kam eben vom unteren Dorf herauf, und als sie Trina werken hörte, hatte sie einen guten Gedanken. Greta Stieper war nicht boshafter als andere. Sie sah hier aber die Gelegenheit, der Drögen einen Stich zu versetzen, und sie gab der Verlockung nach, ohne die etwaigen Folgen für den armen Siewert zu überdenken. „Trina“, rief sie fast zärtlich, „bist du da?“ Dem „Ja“ von drüben folgte ein Lachen, das unbefangen klingen sollte. (Mein Gott! Dar schall jo man wat snackt warden!) Und dann hieß es weiter: „Die Mannsleute sind auf dem Bahnhof schon wieder bei zu broemen. Sie singen schon jetzt, um ½ 11 Uhr, und Siewert ist da auch mit bei.“ Da richtete sich Trina zu ihrer vollen Größe auf und stand für einen Augenblick wie eine Statue der Nemesis in den Kartoffeln. Dann ließ sie ohne Hilfeleistung der Hände die Sackschuute zu Boden gleiten, was in Anbetracht ihrer Hüftenlosigkeit weiter kein Kunststück war. Sie eilte davon mit hängenden grauen Strähnen auf der Stirn, und die Gartenerde saß ihr noch an den Fingern.

In der Bahnhofsgaststube unterhielt man sich jetzt mit Geschichten von bösen Weibern. Es wurden auch unter großem Gelächter allerlei drastische Mittel zur Zählung Widerspenstiger angegeben. Plötzlich wand sich Siewert mit finsterem Gesicht aus seinem Sofasitz heraus. „Da weiß ich auch was von“, sagte er, „da weiß ich auch was von. Das habe ich einmal von Kasper auf dem Johanni-Markt gelernt.“ Damit riss er Sülzkopfs gewaltigen Eichenknüppel aus dem Schirmständer und presste ihn unter Ausschaltung der Hände mit den Armen so an die Brust, dass sich bei probendem Schlagen in die Luft die eckigen Bewegun-

gen einer Handpuppe nicht übel nachgeahmt fanden. Siewerts Gesicht zeigte die äußerste Zusammenraffung aller Gedanken auf ein Vorhaben, das ihm kein Spiel mehr war, sondern bitterster Ernst. Darum auch konnte ihn der Lärm der Umgebung in seinem Tun weder spornen, noch bedenklich machen. Er ging mit seiner Waffe dem alten Kleiderständer zuleibe, der neben dem Kachelofen stand. Da setzte es so lange hallende Hiebe, bis der Ständer mit großem Gepolter auf den Fußboden fiel, wobei einer seiner wurmstichigen Arme krachend zerbrach.

Siewert stand mit erhobenem Stock völlig geistesabwesend da und sprach tonlos ins Leere hinein: „Nun ist sie tot. Nun ist sie tot.“ Die noch Nüchternen unter den Zuschauern fühlten sich von etwas Unheimlichem kalt angekrochen. Aber die Trunkenen, die in der Überzahl waren, sorgten für Lärm, und Hans Vollert, der von jeher gern vor Kasper-Buden verweilt hatte, sagte jetzt mit hohler Stimme: „Kaspar, ich finde im Grabe keine Ruh.“ Über Siewerts erloschenes Gesicht huschte ein triumphierendes Leuchten, als er die Klage aus dem Drüben kaltblütig und vollkommen diesseitig über die Schulter zurück mit dem Rat beantwortete: „Denn legg di in'n Schosseegraben!“ Da stimmten auch die Bedenklichen in das höllische Gelächter ein.

In diesem Augenblick wurde die Tür aufgerissen. Trina stand auf der Schwelle. In eine beklemmende Stille hinein klang hart ihr Befehl: „Siewert, du kommst nun sofort nach Hause!“ Dem Fassungslosen war in der Hingabe an seinen Traum unvermerkt ein Pantoffel verloren gegangen, den ein Spaßvogel beiseitegebracht hatte. „Wird's bald?“ fragte Trina mit so gesteigerter Schärfe, dass einige der verschüchterten Männer nun doch den Mut zu einem Murren aufbrachten. „Ich soll doch man erst meinen Pantoffel wiederhaben“, sagte Siewert mit der kläglichen Stimme eines ertappten Jungen, der sich in den engen Grenzen des Möglichen noch von Schuld reinwaschen möchte. Der Pantoffel kam zum Vorschein, und nun stand dem Abtransport des bleichen Verbrechers nichts mehr im Wege.

In der Tür bot Trina noch einen Augenblick dem stärker werdenden Murren der Männer die Stirn. Voll Verachtung gingen ihre Blicke über die Broemenden hin, und an Hans Vollerts empörtem Gesicht machten sie Halt. „Schäm dich, du Saufschwein und Verführer!“ sagte Trina. Da kam Hans Vollert in die Beine: „Poahr Dangoaß!“ schrie er, „wer hat sich hier zu schämen? Poahr Dangoaß!“ Die fremden Laute aber kamen seiner Empörung plötzlich blass und leer vor, und darum brüllte er: „Du Satan, du Satan!“ Da hielt die Dröge doch einen eiligen Rückzug für geboten.

Auf der Straße trieb sie den armen Siewert vor sich her. Der war nun ganz nüchtern. Obwohl sich nah und fern kein Mensch zeigte, wusste er doch sehr gut, dass er aus allen möglichen Winkeln heraus in seiner Schande bespät wurde. Und mit einem Mal fuhr ihm die Empörung seiner gemarterten Seele derart in den misshandelten Magen, dass er sich mit den Händen an Schuster Lünnings Garteneinfriedigung halten musste. Er beugte sich vor und entleerte sich mit einem einzigen Ausbruch in Meta Lünnings Erbsenbeet. Trina ging mit angewidertem Gesicht an ihm vorbei. Siewert schlich hinter ihr her, und als das Haus ihn endlich schützend aufnahm, waren seit dem Aufbruch vom Bahnhof nicht mehr als fünf Minuten vergangen. Er aber meinte, Stunden eines unendlich qualvollen Spießbrutenlaufens hinter sich zu haben.

Im Wohnzimmer ließ Trina sich das Geld für ihre Schweine auf den Seeländer-Altar zählen. Einen verzechten Taler ersetzte Siewert aus dem Nebengelass seiner Geldtasche. Seit Jahren verwahrte er dort einen der 1901 geschlagenen preußischen Krönungstaler, den er einmal von Stine Vollert eingetauscht hatte. Er hütete seitdem den Taler nicht nur als ein besonders festliches Stück, sondern erwartete auch von diesem Andenken an Stine geheimnisvollen Schutz gegen die letzte Unbill. Heute schien es ihm nicht mehr angebracht zu sein, dies Geldstück noch weiter zu verwahren.

Als Trina ihr Geld vollzählig beisammen sah, war sie willens, die Untat nun als gebüßt zu betrachten. „Schlaf dich aus!“ sagte sie kurz angebunden. Siewert ging gehorsam auf die Schlafstübentür zu. Da aber kam über seine beleidigte Frau aufs neue der gerechte Zorn. Sie stürzte an ihm vorbei und stellte sich mit abwehrenden Armen wie der Cherub vor das Paradies. „Du willst mir wohl meine Betten vollspeien, du Schwein!“, schrie sie. „Leg dich in den Schweinestall! Da gehörst du hin.“ Siewert schlich in die Scheune.

Beim Mittagessen griffachte Hinneri zu seiner Schwester hinüber und warf immer wieder bezeichnende Blicke auf Siewerts leeren Stuhl. Ihm waren die Ereignisse des Vormittags schon bekannt geworden. Seiner Meinung nach war Trina in ihrem Sinn für Ehrbarkeit so tief gekränkt, dass ihr die Tränen kommen mussten. Aber er sah sich in seiner Erwartung wieder einmal getäuscht, und nach dem Essen gingen beide schweigend an ihre Arbeit zurück.

Nach vielen Stunden, als Trina schon am Herde stand, um das Abendessen zu bereiten, und Siewert sich immer noch nicht gezeigt hatte, kam eine plötzliche Unruhe über sie. Sie lief in die Scheune und rief den Namen des Gesuchten mehrere Male schnell hintereinander mit immer lauterer Stimme. Es kam keine Antwort. „Wenn er sich nun etwas angetan hat?“ dachte Trina. Sie sah ins Gebälk hinauf, durchsuchte erst die Scheune und dann in ständig wachsender Angst alle anderen Räume im Haus und in den Ställen, fand aber von Siewert keine Spur. Da musste sie Hinneri ins Vertrauen ziehen, und dieser durchsuchte noch in der Abenddämmerung so heimlich wie nur möglich alle Bäume und Mergellöcher der näheren Umgebung. Bei seiner Heimkehr war es schon völlig dunkel. Auf Strumpfsocken schlich er durchs Haus, bis er vor die Schlafstübentür gelangte, die er schnell aufklinkte. Zugleich riss er ein Streichholz an, um die Dröge, die Harte endlich von ihren Tränen aufgeweicht zu finden. Trina lag zwar schlaflos in ihrem Bett; aber von Tränen zeigten ihre Augen

keine Spur. Hinneri musste von seinen Unternehmungen berichten und wurde dabei durch immer andere Zwischenfragen zu einer unbeabsichtigten Ausführlichkeit genötigt. Auch hatte er auf die vielen Vermutungen der plötzlich redseligen Schwester einzugehen. Zuletzt brach er die Unterredung mit einem vorge-täuschten Gähnen ab. „Ich muss schlafen“, behauptete er, obgleich er eine ruhelose Nacht vor sich sah. „Schlaf du auch man gut!“ setzte er mit schon nicht mehr verhohlenen Hohn hinzu. Als er die Klinke bereits in der Hand hielt, riss ihn die Besonderheit der Stunde zu Weiterem hin. „Ein chutes Chewissen ist ein sanftes Ruhekissen“, sagte er mit bösem Lachen, und auch diesen Spruch las er in der Schrift seines alten Lehrers von der Wandtafel ab.

Der folgende Tag, der Sonnabend, verging Trina in wachsender Unruhe. Zwischendurch machte die Angst um Siewert einem gerechten Zorn Platz. Sicher ging zu dieser Stunde das Gerede schon im Dorf um – und morgen wollten die Hainborsteler kommen! Dann sann sie den Strafen nach, die der Unbotmäßige verwirkt hatte, weil durch ihn seine ehrbare Ehefrau in so große Angst und in die Mäuler der Leute gekommen war. Mit einem Mal wurde ihr klar, dass diese Ereignisse ihr für alle Zukunft die Hände banden. Wie sollte sie Zucht halten, wenn der Schwächling nach jedem kleinen Puff gleich Miene machte, sich etwas anzutun? Aber wenn er doch nur erst wieder da wäre!

Eine tiefe Erregung hatte sich des ganzen Dorfes bemächtigt. Siewerts Verschwinden ließ sich nicht verborgen halten. Von den Frauen wurde Trinas Verhalten in allerschärfsten Worten verurteilt. Die Männer waren von Stunde zu Stunde darauf gefasst, den in den Dingstock geklemmten Zettel umgehen zu sehen, durch den Amtsvorsteher Witthöft zu jenem „Suchen“ aufruft, dessen Unheimlichkeit keiner vergisst, der es als Kind einmal im Dorf erlebte. Hans Vollert geriet in große Gefahr, das Leben nun doch noch doppelt nehmen zu müssen. Er machte sich bittere

Vorwürfe, weil er von der Schuld an diesem letzten Unglück des armen Siewert einen Teil aufs Gewissen nehmen musste.

Es wurde wohl bemerkt, dass Henning Röschmann aus Tensjahe, ein Vetter des Gesuchten, nachmittags ins Dorf geritten kam, um sich ausführlich zuerst mit dem Amtsvorsteher und dann mit seiner Tante Wieb Thun zu besprechen. Vom Mittelpunkt des Kreuzweges her verbreitete sich das Gerücht in konzentrischen Kreisen. Bei seinem Heimritt fand der Tensjaher die Straße von Neugierigen besetzt, die von ihm etwas erfahren wollten. Alle Frager wies er mit einem Achselzucken ab, und als sie zudringlicher wurden, setzte er wider alle Lebensart seinen Braunen in Galopp.

Am Abend war es mit Trina so weit, dass sie zu Wieb Thun ins Verlehntshaus lief. Die Schwiegermutter schwieg beharrlich, und über das, was der Vetter aus Tensjahe gebracht hatte, war nichts zu erfahren. Da schlug bei der Drögen die anfängliche, die aus der Angst geborene Bereitschaft zu guten Worten in Erbitterung um. Sollte sie wirklich das Verhalten des Spinnewebers ohne Widerspruch hinnehmen?

Wieb Thun war jetzt ins Reden gekommen und ließ an ihren Vorhaltungen zu gleichen Teilen kreischende Empörung und priesterliche Salbung beteiligt sein. Das Doppelkinn fand in seiner Wölbung den Ausdruck einer ganz besonderen Würde, und das einsame Haar auf der Kinnwarze krümmte sich wie ein Bischofsstab. Immer schneidender und giftgeladener flogen zwischen den beiden Frauen die Worte hin und her, und zuletzt schrie Trina: „Du hast mich betrogen. Ja, betrogen hast du mich mit deinem Jammerlappen. Hol ihn dir wieder, setz ihn da hinterm Ofen in den Lehnstuhl und zieh ihm die Zipfelmütze über! Was soll ich mit dem Jammerlappen?“ Ihre Stimme überschlug sich, und mehrere Male war darin das Aufschluchzen einer gequälten Seele vernehmbar. Aus dem immer wiederholten Wort „Jammerlappen“ klang es wie das Verlangen nach einer Tracht

Prügel von der Hand eines starken Mannes. Aber die Tränen blieben ihr auch jetzt versagt.

Wieb Thun gewann bei diesem Ausbruch die Fassung zurück. Sie sagte nur immer wieder leise und kalt: „Weiter! Da will ich mehr von hören.“ – „Du gemeines Mensch“, brüllte Trina, „was hast du mir von den Mannsleuten erzählt! Pfui, schäm dich, schäm dich! Das ist alles *eine* große Schweinerei.“ Da wies Wieb Thun ihr die Tür und wurde in ihren letzten Worten doch wieder priesterlich: „Wenn du mir so kommst, dann ist es aus zwischen uns beiden. Denn quäl dich man noch weiter! Aber meinen Jungen, den binde ich dir aufs Gewissen für Zeit und Ewigkeit. Und nun – raus!“

Als Trina nach Hause hetzte, rief Amtsvorsteher Witthöft sie an und führte sie in sein Amtszimmer. Ihm und Wieb Thun hatte der Vetter Röschmann gemeldet, dass Siewert sich in Tensjahe aufhalte und auf keinen Fall vor Montag nach Baasdorf zurückkehren werde. Beide hatten versprechen müssen, das Geheimnis noch zu wahren. Der zornige Vetter wollte Trina durch eine weitere schlaflose Nacht Zeit für die so bitter notwendige Besinnung geben. Einer Tränenüberströmten, einer Reumütigen hätte Wieb Thun gern die Last von der Seele genommen. Gegenüber der Frechheit aber musste sie sich verhärten. Amtsvorsteher Witthöft aber gab nun das Geheimnis preis. Ihm schien die Lektion jetzt selbst für eine so hartschädelige Schülerin auszureichen. Ernste Ermahnungen und die Versicherung, dass der Amtsvorsteher in Zukunft wachsam sein werde, nahm Trina ohne Widerspruch hin. Gott Lob! Siewert hatte sich angefundnen.

Auf dem Weg nach Hause fiel ihr sein, dass am nächsten Tag die Hainborsteler kommen wollten. Da sie der *einen* großen Sorge ledig geworden war, bekam sie es sofort mit einer anderen zu tun, deren Gewicht von Minute zu Minute zunahm. Wie sollte den Hainborstelern Siewerts Abwesenheit erklärt werden? Wie konnte man das Dorfgerede von ihnen fernhalten? Ein Gerücht von solcher Dichte gleicht dem Torfrauch, den der Nebel aus

dem Schornstein nicht aufsteigen lässt und der nun durch feinste Spalten und Ritzen in alle Räume dringt. Dem Geruch kann keiner ausweichen. Trina beschloss, diese Fragen im Bett weiter zu begrübeln. Als sie aber in ihrer Schlafstube stand, fand sie nicht einmal mehr zu richtigem Auskleiden die Zeit. Sie ließ sich auf ihr Lager fallen und sank sofort in einen tiefen Schlaf.

Zehntes Kapitel

Wenn ein Jahr nach diesen Ereignissen Baasdorfer Leute in der Stadt, im Kirchdorf oder sonstwo in der Umgegend gefragt wurden: „Wie geht es denn nun in Dührsens Haus?“ so hieß die Antwort wieder wie in alten Zeiten: „Ach, sie bauern da nun immer so weiter.“ Hans Vollert hat ganz recht mit der Feststellung, dass die schönste Tragödiensaat in unserm Boden nicht gedeihen will. Verwicklungen lösen sich wieder. „Es zieht sich alles nach dem Leibe“, sagte der Schneider, als er das Hosenbein ins Armloch genäht hatte.

Trina fühlte in der Folge wohl, dass der Spinneweber ihr Siewert auf das Gewissen geschnürt hatte. Sie befließigte sich aller Milde, die ihre Natur hergeben wollte. Auch durfte Siewert im diplomatischen Dorfsverkehr nach außen hin den Hof vertreten. Dies konnte ihm ohne Gefahr gewährt werden; denn er hüte sich wohl, von den Instruktionen seiner Königin auch nur einen Fingerbreit abzuweichen. Trotzdem bot sich für Trina noch genug Anlass zum Ärger, der an irgendeinem Lebewesen ausgelassen werden musste. Hühner eignen sich dafür am besten; aber sie sind nicht immer zur Hand. So kam es, dass Franz, der Wallach, das – streng genommen – entbehrliche dritte Pferd mit seiner Herrin Erfahrungen machen musste, über die er nicht einfach hinweggehen konnte.

Hinneri lebte des festen Glaubens, der Schwester durch seinen Zauberspruch den Ausbruch aus dem Weltverstopferteum unmöglich gemacht zu haben. Wenn er sich darüber Hans Vollert gegenüber mit höchster Befriedigung äußerte, so wurde ihm wohl vorgehalten: „Ja; aber du hast Trina doch nicht zum Weinen gebracht, und das hast du dir doch vorgenommen.“ Dann winkte er ab und sagte seelenruhig: „Das kommt noch. Chut Ding will Weile haben.“ Er hatte seinen Vorsatz ebensowenig aufgegeben wie seinen Groll gegen Siewert, für den es darum ein Aufatmen immer noch nicht gab.

Der arme Prinzregent suchte oft Stärkung im Hause seiner Mutter. Solange er sich still in der Ofenecke hielt, stand ihm die mütterliche Milde bereit. Wenn er aber einmal wieder gegen sein Los aufbeehrte, so wurde ihm in unverminderter Schärfe der lapidare Spruch: „För wat is wat“ vorgehalten. Das Wort klang so abschließend, so ehern, so heilig gefeit gegen vernünftelnde Angriffe, dass er sich nicht hervorwagte mit der eigentlich sehr naheliegenden Frage, ob man auch dann zum Bezahlen verpflichtet ist, wenn die Gegenleistungen so ganz ausfallen. Wieb Thun gönnte ihrem Sohn von Herzen ein Verschnaufen hinter ihrem Ofen, verbat sich aber mehr oder weniger schroff seine Klagen. „Unglückliche Ehen hat es bei uns in Baasdorf nie gegeben, mein Junge“, hieß es da. „Die gibt es nur in der Stadt und in Sibbel-Lischens Romanbüchern. Da fang du man nicht mit an! Das schickt sich nicht für uns.“

So wurde Siewert dazu gedrängt, jetzt an manchem Sonntagmorgen über die Katzheide nach Bohmstedt zu wandern, um in der Kirche besseren Trost zu suchen. Pastor Reimers sah die traurigen, hungrigen Augen des Bauern zu sich aufgeschlagen, und er rang in aller Hingabe um diese geängstete Seele. Aber er sah wohl, dass er ihr nicht mehr als eine flüchtige Zuversicht geben konnte. Auf dem Heimweg sah Siewert hinüber zu den verstreuten kleinen Tannenwaldungen, die ein kurzes Glück mit Stine Vollert einst vor den Späheraugen der argen Welt geschützt hatten. Zuweilen lief er auch querfeldein, um in einem Wäldchen nach Spuren des Vergangenen zu suchen. Was hier noch in den Wipfeln rauschte, was hier im Gesang der Vögel klang wie einst, das konnte ihm keiner nehmen. Ein Umweg führte ihn auf den Bohmstedter Weg zurück, und nun war Baasdorf nahe, und nahe waren Trina und Hinneri Dührsen mit all ihrer Unerbittlichkeit. Die Barmherzigkeit aber des allmächtigen Gottes, von der Pastor Reimers gesprochen hatte, die war fern, ach, so fern.

Trina sah diese halb heimlichen Kirchgänge ihres Mannes nicht gern; aber sie wollte ihm hier nicht im Wege sein. In

schicklichen Zeitabständen fuhr das Ehepaar auch zu gemeinsamer Erbauung nach Bohmstedt. Immer noch konnte der Taler-Gott zu seiner Genugtuung und Beruhigung an den gewissen Sonntagen Dührsens Wagen mit hochgeschlagener Deichsel auf dem freien Platz neben Matthiesens Gasthof finden. In diesem Punkte beugte sich Trina nicht unter das Joch der Eisenbahn.

In dieser Zeit wurde Wilhelm mehr und mehr zu einem echten Baasdorfer Jungen. Er hatte aus Anzug, Gebaren und Rede-weise das Städtische nun fast ganz verbannt, und an jedem Sonnabend und Sonntag bewegte er sich in dem Reich, dessen Erbe er einmal antreten sollte. Die Woche war ihm nichts anderes mehr als der öde Weg zu einem Wiedersehen mit Else Grotmaack. Früher war er nach Art gesunder Jugend schon halb eingeschlafen, ehe er noch das zweite Bein ganz ins Bett ziehen konnte. Nun stand es so mit ihm, dass an jedem Abend bis zum Einschlafen eine Stunde oder mehr verging. Dies Warten auf den Schlaf aber ließ ihn nicht in steigender Unruhe sein Bett zerwühlen. Still und gesammelt lag er da, und wie Baasdorf das Ziel der Woche, so war diese Stunde das Ziel des Tages. Immer erzählte er in seinen Träumereien einem gleichfalls erträumten Freunde von seinem letzten Besuch in Baasdorf, der so ganz anders gewesen war als alle vorhergegangenen. Er durfte Else nun wirklich seine Braut nennen. Und was bis jetzt noch Phantasiegebilde war, das sollte sich am nächsten Sonntag endlich, endlich in Wirklichkeit verwandeln. Nacht für Nacht wanderten von einem Knabenbett die guten Geister einer großen Liebe in das Dorf und machten es zu einem heiligen Ort. Das Leben der Menschen dort verlor seine kleinlichen Bedingtheiten, Verwickelungen und Fragwürdigkeiten und wurde unbedingt, einfach und rein wie die Liebe dieses Knaben.

Wilhelm begann, auf Wohlgewaschenheit und Sauberkeit seines Anzuges viel Sorgfalt zu verwenden, und vor der Abreise nach Baasdorf hatte noch der letzte, flüchtigste Bürstenstrich für das kommende große Ereignis seine Bedeutung. Aber das Wun-

der wollte sich nicht ereignen. Vor Else packte ihn immer wieder die Blödigkeit, und es war so, dass die Kinder nach ein paar scheuen, verlegenen Worten bald wieder auseinanderstrebten. Geduld gehörte nicht eigentlich zu Wilhelms Tugenden, und doch konnte er dies ohne Enttäuschung hinnehmen. Schon auf der Heimfahrt in die Stadt blühten seine Träume in alter Pracht.

Die Tante Trina gab sich der Täuschung hin, ihr Neffe habe sich Sibbel-Lischens Deern ganz aus dem Sinn geschlagen. Wenn der nun mehr als Dreizehnjährige vor ihr stand in einer Schönheit, die leise schon ins Jungmännliche hinüberging, so vergaß sie zuweilen die Mutter ganz. Sein Lachen löste die Strenge in ihrem Gesicht und machte dort Raum für eine wehmütige Zufriedenheit. Vielleicht empfand sie es in solchen Augenblicken als das Unglück ihres Lebens, nie einem Menschen begegnet zu sein, dessen sieghaftes Lachen vor den bösen Verstrickungen des Lebens schützt.

Trienke Harders hat doch wohl recht: Das Leben ist gar nicht so einfach, und was richten denn Leute wie Jehann Grotmaack und Hans Vollert mit ihrem Lachen gegen die Baasdorfer Verstrickungen groß aus? Unvermeidlicherweise müssen sich Stine Vollert und Siewert Thun auf der Dorfstraße zuweilen begegnen. Dann bemühen sie sich, durch die geheuchelte Gleichgültigkeit ihres Grußes alle Tannen Lügen zu strafen, die auf der Katzheide noch von anderen Begegnungen rauschen. Amtsvorsteher Witthöft hat jetzt einen Knecht in Dienst genommen, der, wie alle Welt weiß, ein unehelicher Sohn des Bauern Ehler Reimers am Kreuzweg ist. Ehler Reimers kann seinen Sohn von der Diele aus auf dem Nachbarhof arbeiten sehen. Aber die Beteiligten tun, als wüssten sie von allem nichts, und so kann es geschehen, dass Hans Mewes, der Knecht, mit seinem Halbbruder Egger vom Reimers-Hof harmlos plaudernd die Dorfstraße entlanggeht. Hans Vollert spaßt dann über den Bastard Edmund und den echtblütigen Edgar und meint, dass bei dieser Freundschaft für Ehler-Gloster nichts Gutes herausbraten kann. Aber was soll

denn groß geschehen? Wir Baasdorfer haben jeden Tag so viel Arbeit, dass uns zum kunstgerechten Auftüdem tragischer Verwicklungen keine Zeit bleibt. Wir müssen unsere Tragödien so langsam „beitrocknen“ lassen. Manches löst sich ja auch mit den Jahren ganz von selbst. So wird Stine-Cordelia demnächst in Hütten einen Witwer mit drei Kindern heiraten, und dann wird sie Siewert kaum noch vor die Augen kommen.

In Dührsens Haus scheint eine kleine Entspannung eingetreten zu sein. Aber wer will dem Frieden trauen? Nicht in jedem Fall kann man sich auf das „Beitrocknen“ verlassen. Bei einem Blick in die große Welt sehen wir das am Beispiel Marokko. Das Gezänk fing vor bald sieben Jahren an, schien zuweilen beigelegt, brach dann aber neu aus und hätte noch im vorigen Jahr beinahe den Krieg heraufbeschworen. In Hans Vollerts Reichstag wird nun doch beim Spaßern immer häufiger eine ehrliche Besorgnis laut. In diesem Sommer 1912 hat es eine Sonnenfinsternis gegeben, und was auch die Gelehrten immer sagen mögen: unheimlich sind solche Zeichen am Himmel doch. Zu diesem Punkt weiß Hans Vollert aus seinem Le-ar-Buch etwas Unverständliches von Nativität und planetarischem Einfluss vorzulesen. Er will damit dartun, dass unvermeidlich ins Tünnen gerät, wer zwischen Himmelserscheinungen und Vorgängen im Menschenleben Zusammenhänge nachweisen will. Hans bekennt sich mit Entschiedenheit zum gesunden Menschenverstand und spricht sich darum über Trienke Harders jetzt noch viel schärfer aus als früher. Mit dem Weissagen der Alten wird es immer ärger; aber Neues kommt dabei nicht heraus. Es ist immer wieder die alte Geschichte vom Röcheln und Stöhnen und unterdrücktem Weinen, von einem Gewitter ohne Blitz und von einer klebrigen Flüssigkeit, die langsam an den Pantoffeln hochsteigt. Auf das klärende Wort aber, das die Striche der Schwefelholzköpfe in glimmender Schrift auf den Mauerstein zaubern, auf das Wort kann sie sich noch immer nicht besinnen. Man mag jedoch über Aberglauben und Altweiberkram noch so sehr lachen: es kommt

etwas auf uns zu. Es wird etwas geschehen, und sogar Hans Vollert kann sich nicht immer der Sorgen erwehren.

Trina Dührsens – eigentlich heißt sie ja nun Thun – Verhältnis zu dem Wallach Franz wurde immer gespannter. Franz, ein schönes und etwas nervöses sechsjähriges Tier, schien sich aller Erinnerungen an seine glückliche Fohlenzeit und der daraus sich ergebenden Verpflichtungen zur Dankbarkeit entschlagen zu wollen. Wer anders als Trina hatte ihm zärtlich das Glück seiner Jugend bereitet? Worüber konnte er sich beklagen? Im Vergleich zu seinen beiden Stallgenossen, die als Gespann die schwere Arbeit vor Pflug und hoch beladenem Wagen zu tun hatten, führte er das Leben eines Müßiggängers. Ihm lagen mehr die Repräsentationspflichten ob, die noch der alte Peter dem dritten Pferd zugewiesen hatte. Er hatte bei festlichen Anlässen vor dem Federwagen in der Einspannerdeichsel zu traben, und am täglichen Sommertag musste er Trina den Wagen zur Melkstätte ziehen. Und eben dabei hatten die beiden sich erzürnt.

Franz ließ es leider noch immer an der Gesetztheit fehlen, die in Dührsens Haus von jeher Gesetz war. Wenn Trina molk, machte ihn das Warten ungeduldig, und er trieb dann allerlei Allotria. Dabei trat er einmal über die Stränge und rieb sich an dem rauhen Gewirk den Schenkel wund. Wegen der kleinen Sache gebärdete er sich auf dem Heimweg so kindisch unruhig, dass Trina sich schwer über ihn ärgern musste. Als sich wenig später auf der Wiese derselbe Vorfall wiederholte, ergriff die Gebieterin einen gerade griffbereiten Knüppel und verabreichte dem Ungebärdigen eine Züchtigung, zu der sie gar nicht vom Zorn, sondern rein von erzieherischen Absichten angetrieben wurde. Franz ließ sich aber nicht belehren und musste noch einige Male leichte Prügel hinnehmen. Leichte Prügel, wohlgemerkt! Trina wusste doch gar zu genau, dass man durch falsche Behandlung ein Pferd verderben und seinen Wert erst beeinträchtigen und am Ende ganz vernichten kann. Der Wallach aber verkannte die gute Absicht, nahm alles übel und biss Trina eines Tages in den Arm. Er

gehörte eben auch zu der „nahenehmenden“ Sorte, der gegenüber man trotz aller Überlegenheit zuletzt die Handlungsfreiheit einbüßt.

Den Männern gegenüber blieb Franz gutartig wie immer. Beobachtete man ihn aber in seinem Umgang mit Trina, so musste er schon als ausgemachter „Beißer“ gelten. Es war für sie mit dem Ungebärdigen kein Auskommen mehr, und so sprach sie ihm eines Tages das Urteil. Er sollte gegen ein anderes Pferd vertauscht werden. Mit 900 Mark war er sicher nicht zu hoch bewertet, und wenn man dagegen seine Arbeitsleistung abwog, so zeigte sich ein Missverhältnis. Eigentlich lebte er in seinen besten Jahren als Verlehntsmann. Es sollte nun gegen ihn ein etwas geringerwertiges und auch älteres Pferd eingetauscht werden, das natürlich beileibe keine Schindmähre sein durfte. Auf die Weise war man des Ärgers ledig und konnte außerdem noch hundert bare Taler auf die hohe Kante ziehen. Hinneri und Siewert mussten diesem Plan Beifall nicken. Es wurde ihnen auch aufgetragen, von den Tauschabsichten überall zu reden, damit das Gerücht dem Pferdehändler Eggers bald in die breite Schnupfernase käme. Es musste etwas geschehen, bevor die Unart des Wallachs dorfkundig wurde.

An einem Nachmittag im Anfang des September, als Trina in Tönnstedt Einkäufe machte, kam von Bohmstedt her der Pferdehändler Eggers in seinem weitbekannten gelben Wagen ins Dorf gefahren. Ein etwa zwanzigjähriger Knecht saß neben ihm im Stuhl; ein hübscher schwarzer Wallach mit weißem Bless trabte angebunden hinter dem Gefährt her. Im Bereich des Dorfes ließ Eggers sein Zugpferd Schritt gehen. Nicht nur, was ihm begegnete, wurde freundlichst begrüßt. Wo er weitab von der Straße eines Werkenden ansichtig wurde, den er mit seiner hallenden Stimme noch erreichen konnte, da flog ein wohlwollendes Wort des Grußes hinüber. Carsten Eggers übersah auch die Kinder nicht und hielt für sie Scherzworte und Süßigkeiten bereit. Im Pferdehandel darf man auch die kleinen Mittel nicht verachten,

und was da bei ihrer Anwendung an Geld „spillt“, das bringt sich leicht wieder ein, wenn man sich einmal auf dem Weg von den Kindern über die Frauen die Männer wohlgeneigt gemacht hat. „Der Pferdehändler kommt!“ Bei diesem Ruf muss das ganze Dorf meinen, sein Wohltäter ziehe ein.

Heute hielt Carsten Eggers an, so oft er einem urteilsfähigen Mann begegnete, und er machte dabei zwischen Bauern und Knechten keinerlei Unterschied. Nach ein paar einleitenden Scherzworten kam er auf das Vorhaben dieses Tages zu sprechen, wobei er Dührsens Wallach mit geschickt verhohlenem Lauern immer nur den „Verbrecher“ nannte. Aber im Pferdehandel ist ein Dorf trotz der sonst bestehenden Spaltungen und Parteibildungen dem Händler gegenüber eine verschworene Gemeinschaft, und selbst wenn über Franzens kleine Neigung zum Beißen schon etwas bekannt geworden wäre, hätten die Befragten ihn mit Unschuldsmiene als einen Ausbund von Tugend gerühmt.

Als der Händler bei Dührsens Haus auf die Hofstätte kam, fuhr Hinneri und Siewert ein kleiner Schreck in die Glieder. Sie fühlten sich ohne Trinas pferdeverständigen Rat unsicher und hatten Angst vor der Verantwortung. Andererseits war dieser schwarze Wallach mit dem ungewöhnlichen Namen „Ajax“ ein schönes Tier, das Carsten Eggers noch heute in Tönnstedt sehr günstig verkaufen konnte. Er hatte aber – nach seinen Beteuerungen! – den zeitraubenden Umweg über Baasdorf nur gemacht, um alten Freunden gefällig zu sein. Man kam in ein präludierendes Handeln, in dessen Verlauf die beiden Baasdorfer über Alter, Herkunft und Tugenden des Schwarzen alles Wissenswerte erfuhren. Hinneri stellte dann aber doch die übliche Frage: „Ist er reell?“ Da wurde der Biedermann Eggers sehr traurig und beklagte mit zitternder Stimme, dass drei Jahrzehnte redlichen Handelns ihn immer noch nicht gegen Misstrauen schützten.

Die Schwäger hätten den Handel gern noch vertagt; aber sie waren dem Wortreichen nicht gewachsen, und ohne dass sie es

recht fühlten, wurden sie vorwärtsgetrieben auf einem Weg, den der Händler vorgezeichnet hatte. Franz wurde aus dem Stall geholt und musste sich von allen Seiten besehen lassen. „Ist er reell?“ fragte nun Carsten Eggers seinerseits, und da war es denn so, dass Hinneri und Siewert sich nicht nur nicht gegen das Miss-trauen empören konnten, sondern auch ihre Beteuerungen mit etwas stockender und belegter Stimme vorbrachten.

Dann begann das „Vormustern“, für das Eggers seiner Kör-perfülle wegen nicht in Betracht kam. Er machte unterwärts den Eindruck eines traurig Verstümmelten, eines um seine Unter-schenkel verkürzten Menschen, der die Oberschenkel in halb-schäftige Stiefel gesteckt hat und sich auf den Stummeln sehr ungeschickt bewegt. Beim Vormustern war es ihm schon in sei-ner Jugend vorgekommen, dass die eigenen schwerfälligen Be-wegungen dem Eindruck gefährlich wurden, den das vorgeführte Pferd auf die kritischen Betrachter machen sollte.

Sein Knecht aber war in der Kunst des Vortrabens Meister. Der wusste durch die Art, mit der er den Halfter fasste und hielt, das Ross zu einer besonders kühnen und unternehmungslustigen Kopfhaltung zu nötigen. Sein anfeuerndes Schnalzen forderte als Antwort ein Wiehern, das in der Regel einen günstigen Eindruck macht, und die eigenen Beine warf er mit so viel Kunst, dass da-rüber bei der Mähre kleine Fehler der Vorderhand glatt überse-hen wurden. Der Knecht ließ denn auch hier seine gesamten Künste spielen. Hinneris Blick aber blieb unbestechlich. Mit ei-nem hinterhältigen Lächeln nahm er das leichte Lahmen des Schwarzen auf der Vorderhand zur Kenntnis, behielt jedoch seine Beobachtungen für sich; denn er war ja der Knecht, der die Ent-scheidung dem Bauern überlassen muss.

Siewert untersuchte den Schwarzen möglichst unauffällig auf etwaige Sehfehler, Spatt und Galle und fand keine bedenklichen Erscheinungen. Dann trabte Hinneri den Franz vor, und auch dies geschah, um die Autorität des Bauern zu stützen. Er konnte es nun zwar mit seinen alten, steifen Knochen im Vormustern dem

Knecht des Händlers nicht leichtun. Was aber Hinneri an jugendlicher Beweglichkeit abging, das hatte Franz als Überschuss in die Waagschale zu werfen, und trotz aller herabsetzenden Redensarten, die Carsten Eggers führte, ergab sich als unbestreitbar doch die Überlegenheit Franzens über den Ajax.

Wie aber sollte der von beiden Parteien zugegebene Unterschied in Mark und Talern angegeben werden? Das war die große Frage, deren Beantwortung unbedingt langwierig werden musste. Dem armen Siewert wurde immer unbehaglicher zumute. Ohne sein Zutun, ja, sogar gegen seinen Willen glitt der Handel unaufhaltsam aus den schweifenden Präliminarien in zielstrebigere und verantwortungsschwerere Verhandlungen hinüber, und Siewert kam sich vor wie auf der abrutschenden Kante einer Mergelkuhle. Als nun der Rangunterschied der beiden Pferde in Zahlen ausgedrückt werden sollte, warf er einen flehenden Blick auf Hinneri. Der aber kniff die Lippen zusammen, und im boshaften Funkeln seiner Augen stand zu lesen: „Du bist der Bauer, und du hast das Sagen.“

Da beschloss Siewert dem Ganzen ein Ende zu machen, und also bezifferte er den Unterschied kurzerhand mit 400 Mark. Das Hohngelächter des Händlers entsprach vollkommen der Ungeheuerlichkeit dieser Forderung. Plötzlich brach das Gelächter ab, sein Gesicht wurde ernst und ehrbar, und in der Frage: „400 Mark sagtest du doch?“ zeigte er sich geneigt, lieber eine Unzuverlässigkeit seines Gehörs anzunehmen als den offenbaren Irrsinn des Handelspartners. Als Siewert aber seine Forderung wiederholte, bestieg er den Wagen und gab Befehl zum Abfahren. Nein, so etwas ist ihm denn doch noch nicht vorgekommen! Man macht einen zeitraubenden Umweg über Baasdorf, um als gutmütiger Narr Leuten gefällig zu sein, mit denen man befreundet zu sein glaubt. Was aber stellt sich heraus? Halsabschneider sind die guten Freunde, sinnen nur auf den Ruin eines ehrlichen Mannes. Die sittliche Entrüstung zitterte in der Stimme des Händlers, und er schien den Tränen nahe zu sein. Carsten Eggers hatte wohl

Grund zum Weinen über eine Welt, in der es dem Biedermann so schwer gemacht wird.

Er gab auch wirklich den Befehl zum Abfahren. Aber am Hoftor ließ er wieder halten, stieg ächzend ab und kehrte um. Auf das Geschäft kam es ihm nun nicht mehr an. Man soll den Menschen keine Wohltaten aufdrängen. Carsten Eggers konnte nur nicht scheiden mit der zerschmetternden Überzeugung, dass Vernunft und Billigkeit auf Erden überhaupt keine Statt mehr haben. Man befand sich aber nun einmal auf der schiefen Ebene des Handelns, und plötzlich – Hinneri und Siewert wussten nicht, wie es geschehen war – hatte das Handklatschen doch begonnen. So viel stand fest: der aufgeregte Biedermann hatte sich zuerst an Hinneri gewandt. Als der aber seine Fäuste in den Hosentaschen unterbrachte und mit einer Kopfbewegung den Schwager als denjenigen bezeichnete, der der Bauer ist und das Sagen hat, da musste Siewert mit Widerwillen seine Hand den Berührungen einer schwammigen, feuchtwarmen Patsche hingeben.

Nun erst zog Carsten Eggers alle Register seiner Redeorgel. Es donnerte der Zorn, es grollte der Hohn, es trompetete die Stimme der unbeirrbaren Rechtlichkeit. Zuweilen schwebte über verhallendem Getöse das Locken einer Flötenstimme und der beschwörende Klang der vox humana. Der Lärm zog Nachbarn herzu, die sich belustigen ließen, ohne doch, wie es der Händler von ihnen forderte, das Gewicht des Rechtes zu stärken. Da musste Carsten Eggers schauernd erkennen, dass ausgekochte Halunken wie Siewert und Hinneri in Baasdorf keine Ausnahmen, sondern die traurige Regel waren. Siewert ging auf 350 Mark herunter in der Hoffnung, damit zu einem Ende zu kommen. Aber auch das führte nicht weiter. Unzählige Male brach Carsten die Verhandlungen endgültig ab und ging an seinen Wagen; aber immer kam er zurück, und als gar kein Weiterkommen war, lud er seine Handelspartner zu Kümmel und Bier in den Krug. Siewert erschrak. Da aber nicht der Bahnhof, sondern

Markus Stabens Gasthaus dafür vorgeschlagen wurde, willigte er ein, wenn auch schweren Herzens.

In der Gaststube, in der die drei allein saßen, war vom Handel zuerst nicht mehr die Rede. Carsten Eggers holte jetzt aus dem unerschöpflichen Vorrat seiner Zoten das hervor, was sich beim Pferdehandel am besten bewährt hatte. Sobald er eine seiner Geschichten beendet hatte, duckte er sich und schob mit einer schnellen Bewegung seine Hand über den Tisch dem unglücklichen Siewert zu, der wie vor einer anspringenden Kreuzotter jedesmal in tiefem Ekel zurückfuhr. „Willst es nun?“ klang schmeichlerisch die Frage aus einem verzerrten, geifernden Mund.

Die beiden Schwäger, innerlich gleich saubere Menschen, waren maßlos angewidert. Siewert warf flehende Blicke zu Hinneri hinüber. Der aber hielt seine Hände unterm Tisch und sein verstocktes Gesicht gab nur zu verstehen: „Du bist der Bauer, und du hast das Sagen.“ Da wollte der arme Siewert schier verzweifeln, und als wieder einmal die Hand über den Tisch fuhr, hielt er still, nahm einen Schlag hin und gab ihn auch zurück. Es sollte ein Ende sein. Carsten Eggers hatte 300 Mark zuzuzahlen, und außerdem ging der Weinkauf zu seinen Lasten.

Als Trina aus Tönnstedt zurückkam, fand sie in ihrem Stall den Wallach Ajax, mit dem sie nicht übel zufrieden war. Da außerdem hundert bare Taler an Land gezogen waren, bestand Siewert mit seinem Handel einigermaßen vor der hohen Gebieterin. Wenn er nicht Hinneris heimtückisches Grinsen bemerkt hätte, so wäre ihm an diesem Abend leidlich wohl gewesen. Nun aber kam er auch in der Folgezeit aus einer immerwährenden leisen Unruhe nicht heraus. Nach etwa vierzehn Tagen bemerkte Trina an dem Schwarzen dies leichte Lahmen auf der Vorderhand. Da fühlte Siewert böse Tage kommen. Nach weiteren acht Tagen entpuppte sich Ajax als ein gefährlicher „Schläger“. Es war, als habe er im Einverständnis mit seinem früheren Herrn heimtückisch mit der Enthüllung seiner Laster so lange gewartet,

dass nun mit der Berufung auf „Gewährsfehler“ der Kauf nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte. Auf einen Brief an den Händler Eggers kam eine entrüstete Antwort. Man habe den vertrauensseligen Carsten mit einem gefährlichen Beißer betrogen und eine Seele von Pferd durch falsche Behandlung in aller kürzester Zeit vollständig verdorben.

Trina war, wie man zu sagen pflegt, „doll wie die Katze im Tüder“. Wenn man alles berechnete, so ergab sich ein Verlust von 500 Talern; aber auch das reichte nicht hin, die Dröge zum Weinen zu bringen. Hinneri bekam in dieser Zeit den Wind sehr von vorn; doch hielt er allen Zornesausbrüchen mit höhnischem Lachen stand. Ob Trina sich etwa einbilde, mehr Pferdeverstand zu besitzen als er, hä? Er habe auf den ersten Blick in dem Schwarzen den Schinder erkannt. Da man ihn aber einmal unmündig gemacht habe, so werde er auch dem Bauern und der Frau niemals dreinreden.

Der armen Trina war Siewert auf das Gewissen gebunden worden. Auch hatte der Amtsvorsteher mit Wachsamkeit gedroht. Sie konnte also ihre Wut nicht offen an dem Jammerlappen auslassen. Eine Strafe aber war nicht nur nach menschlichen, sondern auch nach den Gesetzen des Taler-Gottes verwirkt, und die hatte Siewert in der Gestalt einer abgründigen, schweigenden Verachtung hinzunehmen. Dazu quälte ihn Hinneri mit boshafte Bemerkungen. „Wenn du so weiter hopp bauern willst“, höhnte er, „bringst du uns alle noch ins Armenhaus.“

In dieser Zeit verloren Siewerts Augen alle Stetigkeit. Sie flatterten wie irre, gehetzte Vögel in ihren Höhlen umher, und seine Gedanken kamen nicht mehr los von einer Geschichte, die ihm in seinen Knabenjahren schwer zu schaffen gemacht hatte. In Tappendorf hatte sich ein junger Bauer, ein Eingehrateter, erhängt, weil Frau und Schwiegermutter ihm das Leben zur Hölle machten, als er sich von einem Pferdehändler betrügen ließ. Es ging damals das Wort um: „Er hat sich im Pferdehandel versehen“, und wenn die Erwachsenen, und besonders die Frauen, es

sich mit düsteren Mienen zuraunten, so enthielt es für den empfindsamen und schreckhaften Knaben Siewert mit einem Todesurteil zugleich dessen unangreifbare Begründung. An zwei aufeinanderfolgenden Sonntagen saß Siewert Thun noch mit heiß fragenden Augen unter Pastor Reimers' Kanzel. Arme Sünder, ja, die konnten sich der Barmherzigkeit Gottes trösten. Von denen aber, die sich als Eingeherratete, als Verwalter fremden Gutes also, im Pferdehandel versehen hatten, von ihnen war nirgends die Rede. Siewert forschte noch eine Weile auf eigene Faust im Gleichnis vom ungerechten Haushalter. Aber da war alles wirr. Für ihn gab es keine Rettung. Er hatte sich ja im Pferdehandel versehen.

Elftes Kapitel

In den ersten Oktobertagen war es dann so weit, dass Amtsvorsteher Witthöft in einem Zirkulär auffordern musste, Siewert Thun zu suchen. In Dührsens Haus gab es seit dem Verschwinden des Unglücklichen bittere Auseinandersetzungen zwischen den Geschwistern. Einer suchte dem anderen die Schuld zuzuwälzen; doch behielt Trina die Oberhand, weil sie sich darauf berufen konnte, Siewert wegen des versehenen Pferdehandels kein einziges böses Wort gegeben zu haben. „Du brauchst keine Bosheit zu reden“, hielt ihr Hinneri entgegen, „dir kommt sie wie Schweiß aus den Poren der Haut.“ Auf solches Getühn brauchte die Dröge nicht mehr zu antworten. Sie hatte es wahrlich seit der Sauferei beim Schweineabliefern an Sanftmut und Rücksichtnahme nicht fehlen lassen. Sie brauchte vor keinem Menschen die Augen niederzuschlagen, auch nicht vor Wieb Thun, der sie nach mehr als einem Jahr nun auch wieder ins Haus kam. Der Spinneweber mochte reden, was er wollte, und wenn er salbungsvoll wurde, so wusste sich Trina notfalls auch dieser Tonart zu bedienen. „Gott ist mein Zeuge“, sagte sie.

Die Baasdorfer Öffentlichkeit hatte schon im vorigen Jahr in der Sache Siewerts an Erregung und Angst durchgekämpft, was nur von ihr zu verlangen war. Auf der Straße wurde darum jetzt die Angelegenheit mit größerem Gleichmut behandelt. Was freilich in den Häusern gesprochen wurde, das war von mancherlei privaten Dingen abhängig: vom persönlichen Temperament der Redenden, von Familienbeziehungen und anderem. Die Kinder aber erlebten mit der Unverbrauchtheit und Unbedingtheit ihres Gemütes alles noch einmal in gleicher Tiefe. Sie duckten sich verängstet in ihre verborgensten Spielwinkel, und wenn sie sich zuraunten: „Er hat sich ja im Pferdehandel versehen“, so klang es, als gäbe es gegen den Spruch des Verhängnisses keine Berufung.

In dieser Zeit musste Hans Vollert, der sonst immer Wohlgemute, erfahren, was es mit schlaflosen Nächten auf sich hat.

Wie hatte er nur dem armen, hilflosen Siewert zürnen mögen um Cordelias willen, der nun doch ein wohl bescheidenes, aber sicheres Glück zuteil geworden war? Und hatte er nicht im vorigen Jahr beim Schweineabliefern zu einer hoffnungslosen Auflehnung gegen die Dröge gereizt? Vielleicht war erst damals das Unglück recht zum Ausbruch gekommen, und er – Hans Vollert – trug daran die Schuld. Er vermaledete die Reizbarkeit seines Gewissens und fand sich nach vielen Jahren der einfachen Lustigkeit nun schimpflicherweise geneigt, das Leben dennoch doppelt zu nehmen.

In einer bösen Nacht stand er nach Stunden ergebnislosen Grübelns leise auf und ging ins Wohnzimmer hinüber. Da stand er barfüßig im Hemde fröstelnd neben dem erkalteten Ofen. In der Linken hielt er den talgübertonnenen Leuchter und mit der Rechten schlug er orakelnd seine Weltbibel, den „König Lear“, auf. Sein Blick fiel auf das Wort: „Ich bin ein Mann, an dem man mehr gesündigt, als er sündigte.“ Hans ging kopfschüttelnd ins Schlafzimmer zurück und kroch wieder unter die Decke. Das Wort brachte keine Klärung, gab ihm aber Anlass zu mancherlei Betrachtungen. Wie oft hatte er sich selbst dem König Le-ar verglichen! Doch war das alles nur Spiel und Spaß. Auf Hinneri Dührsen ließ sich der Vergleich schon sinnvoller anwenden. Aber auch das war noch nicht das Rechte. Der wirkliche Le-ar war Siewert Thun. Bei dem ging es auf Leben und Tod. Zur Bekräftigung dieses Gedankens prasselte jetzt der Regen gegen die Fenster. Der Wind wurde heftiger und wuchs zum Sturm. Die Apfelbäume unter den Fenstern rauschten und ächzten. Dem Bauern zogen unter der warmen Decke die kalten Schauer über den Rücken, und seine Zähne schlugen klappernd zusammen. Auf welcher Heide irrte Siewert Thun in dieser Sturmstunde umher? Oder hatte er schon ein Ende gemacht? Der dritte Aufzug des Trauerspiels trug ja als Überschrift die Worte: „Heide. Sturm, Donner und Blitz.“ Der Schlaflose, der sich sonst immer auf seinen gesunden Menschenverstand so viel zugute tat, musste sich

in die Rolle des Narren finden. Er ging mit dem Ausgestoßenen durch die Sturmnacht, zog ihn zurück von den schwarzen Wasserlöchern des Baasdorfer Moors, leitete ihn, den Bohmstedter Weg kreuzend, mit unsäglicher Mühe hinüber auf die Katzheide, die nun ganz die Heide des irren Lear wurde.

Als sich am Morgen die vom Amtsvorsteher bestellten Sucher am Kreuzweg zusammenfanden, hatte der Sturm ausgerast. Der Himmel spannte sich in reinem Blau, und die Sonne mühte sich, einen Spätsommertag vorzutauschen. Der Pflicht war Genüge getan, wenn jede größere Haushaltung einen Mann stellte, ob Knecht, Tagelöhner oder Bauer. Hier nun stellten sich, gut verproviantiert, das versteht sich, ausschließlich die Bauern selbst ein; denn es ging ihnen darum, dem armen Siewert als einem vollgültigen Bauern Ehre zu erweisen. Auch wollten sie als gesetzte Leute dem todernten Geschäft des Suchens ungebührliche Allotria fernhalten. Es fiel auf, dass Hans Vollert sich von seinem ältesten Sohn vertreten ließ.

Hier standen sie im Mittelpunkt des Kreises der Baasdorfer Feldmark. Amtsvorsteher Witthöft teilte um der Feierlichkeit willen das Gebiet noch einmal in die wohlbekanntesten Sektoren ein und ordnete dann jedem seine Suchmannschaft zu. Die Männer entfernten sich. Frauen und Kinder sahen ihnen mit großen Augen nach. Die Sucher befließigten sich aller Würde, die von den Umständen geboten war. Wer aber kann einen Vormittag oder gar einen ganzen Tag lang in halbem Schweigen verharren, wer kann sich einkerkern lassen in enge, dauersame, halbgeflüsterte Rede, wenn die Sonne am Himmel lacht, wenn man unmittelbar vor den großen Jagden in die Freiheit der Feldmark hinausmarschiert? Ging man über ein Rübenfeld, so glitzerte das Sonnenlicht in den Regentropfen, die noch wie große graue Perlen an den Blättern hingen. Und wenn nun mit dem schweren, surrenden Flug aus dem Kraut ein Rebhühnervolk aufstieg, ja, konnte man dem sein Tun verdenken, der dann plötzlich seinen Gutentag-Stock an die Backe riss, „Bum! Bum!“ machte und behauptete,

dass er im Ernstfall jetzt mindestens drei Hühner an seiner Jagdtasche würde baumeln haben. Das wurde dem Prahlhans bestritten, und es kam zu einem heiteren Streit. Dann aber fiel einem ein, dass Worte wie „Ernstfall“ und „baumeln“ doch Dinge bezeichneten, die man in der gegebenen Lage nicht berufen durfte. Beim Anblick seines mit einem Mal so ernsten Gesichts besannen sich auch die anderen auf den Zweck ihrer Unternehmung, und die Würde stellte ihre Herrschaft wieder her. Freilich geriet sie immer von neuem in Gefahr. Unsere Baasdorfer Feldmark hat gar zu viel Wild. Da sind Jagdgeschichten nicht ganz zu vermeiden, auch dann nicht, wenn Siewert Thun gesucht wird.

Die Mannschaft, die den Nordwestteil des Gebietes zugewiesen bekommen hatte, war schon kurz nach Mittag mit ihrer Arbeit fertig. Im baumarmen Wiesengelände bestand ihre Aufgabe zur Hauptsache darin, mit dem Nothaken die größeren Kuhlen der hier sich schnell verbreiternden Au zu durchsuchen. Die Ergebnislosigkeit ihres Tuns hatte die Gesellschaft munter gemacht, und alle meinten, Siewert werde gewiss noch am Leben sein und sich wieder anfinden. Da machte Jehann Grotmaack den Vorschlag, noch 500 Meter weiter auf Schafstedter Gebiet hinüberzugehen, um die Staukuhle vor dem Steinwehr mitzunehmen, die seiner Meinung nach wegen ihrer Größe und Tiefe Lebensmüde besonders anlocken musste. Warum widersprach ihm Hannes Ladewig, der hagere, ernste junge Bauer, der zu Hause die unheilbar kranke Frau hat? Warum widersprach der mit solchem Ungestüm? Warum bezeichnete er den Vorschlag gegen seine sonstige Art grob und fast händelsüchtig als „dummes Zeug“? Wenn man sich eine Stunde später aus der Rückschau alles noch einmal sehr genau überlegte, war er doch wohl schon hier totenblass geworden.

Als sich die Mannschaft in der Richtung auf das Steinwehr in Bewegung setzte, musste sich Hannes Ladewig ihr wohl oder übel anschließen. Jehann Grotmaack, der mit besonderem Eifer ans Werk ging, zog aus der Kuhle ein steinbeschwertes Bündel

hervor, in dem sich die Leiche eines neugeborenen Knaben fand. Die Männer starrten auf den grausigen Fund, der so viele Rätsel aufgab. Und doch wurden alle Augen bald abgelenkt auf Hannes Ladewig, der sich rückgreifend am Stamm einer kleinen Erle festhielt. Sein Gesicht war todesbleich, und die Augen hatte er geschlossen.

Hans Vollert hatte sich zwar von dem obrigkeitlich angeordneten Suchen ferngehalten, blieb aber doch am Vormittag dieses Tages in der Sache Siewerts nicht müßig. Nun ging er wirklich auf der nördlichen Feldmark Wege und Steige, die er bei Nacht schon in mühseligen und quäligen Gedanken durchwandert hatte. Die Gruppen der Suchenden wusste er geschickt zu meiden. Er nahm sich nicht die Zeit, alle Moorkuhlen einzeln zu durchforschen. Wozu auch? Der vernunftstolze Hans Vollert war nach dieser Nacht überzeugt, an der richtigen Stelle von Siewerts Nähe auf dieselbe Art Kenntnis zu erlangen, wie sie dem Rutengänger von verborgenen Quellen zukommt.

Er verließ das Moor und ging, den Bohmstedter Weg kreuzend, hinüber auf die Katzheide, und als er aus dem Schattenbereich einer schon herbstgoldenen Birkengruppe hinüberblickte zum Rand des Wennhorner Geheges, sah er dort für einen Augenblick über dem Wall einen Kopf erscheinen, der sich sichernd einmal schnell nach allen Seiten wandte und dann wieder verschwand. Hans Vollert warf sich auf den Boden, und nun handelte es sich wie vor vierzig Jahren auf der Lockstedter Heide darum, jede „Geländefalte“ auszunutzen. Das Unternehmen war unbequem, anstrengend und wohl eigentlich auch eines Baasdorfer Bauern nicht recht würdig. Aber in solche Bedenken durfte man sich hier nicht vertiefen. Es kam darauf an, dem zahmen, dem leider überzahmen Siewert die Schande zu ersparen, eingebracht zu werden wie ein wildes Tier.

Auf einem mühevollen Umweg gelangte Hans in das Gehege, und vorsichtig ging er der Stelle zu, an der vorhin der Kopf erschienen war. Als Siewert Thun hinter sich endlich das Rascheln

welken Laubes und das Knacken dürrer Äste doch vernahm, schien es ihm für die Flucht zu spät geworden zu sein. Er löste seinen Rücken nicht vom Stamm der Buche, die ihm Stütze gab, und fuhr fort, zum Schwarzbrot geräucherten Speck zu essen, den er mit seinem Taschenmesser in mundgerechte Würfel zerschnitt. Es waren Vorräte, die er in der Abenddämmerung des Vortages in Tönnstedt mit allen Ängsten eines gehetzten Verbrechers eingekauft hatte. Zwischen dem Handel aber im halbdunklen Laden und dieser Mahlzeit lag eine Nacht, die grauenvollste von den dreien, die er wie ein unbehaustes, schweifendes Tier verbringen musste. Nun hatte er in den Grenzen seiner Kraft auch die Grenzen seiner Angst gefunden.

„Na, Siewert, will's schmecken?“ fragte der herzutretende Hans Vollert so unbefangen, als wenn die Alltäglichkeit der Begegnung diese redensartliche Frage geradezu herausforderte, und auch Siewert hielt sich ganz im sonderbar schützenden Bereich des Herkömmlichen, als er antwortete: „Muss ja.“ Nach einer kleinen Pause sagte Hans Vollert: „Ich glaube, unsere Frauensleute haben die Klöße bald gar. Nett, dass wir uns getroffen haben. Wir können uns nun man so ganz langsam und gemütlich nach Haus schnacken.“

Und so geschah es. Unter der Führung des Älteren umgingen die beiden das Dorf, und als sie nach einer Stunde in Dührsens Haus auf der Vordiele standen, hatte Trina eben das Mittagessen fertig. Der sehr aufgeräumte Hans Vollert fragte: „Na, Trina, alte Deern, was gibt es denn bei dir?“ tat das in einem Ton, als wäre die Dröge seine beste Freundin. Als er von Specksuppe mit grauen Buchweizenklößen hörte, verzog sich zwar im ersten Augenblick sein Gesicht zu einer Grimasse des Abscheus. Aber schnell zwang er sich zu der Behauptung, Specksuppe mit griesen Klößen wäre sein Leibgericht, und er bäte sehr darum, mithalten zu dürfen. Bei Tisch redete er spaßhaft von allerlei alltäglichen Dingen, und jedes aufsteigende „Poahr Dangoß“ oder „Satan“ verwandelte er in ein „Alte Deern“. Zuletzt vermittelte er auch zwi-

schen Trina und Siewert ein Gespräch um Belanglosigkeiten, und so glaubte er nach einer Stunde die Eheleute nun ohne Gefahr allein lassen zu können.

Unterdessen irrte Hinneri allein im Felde umher. Vor jeder Mergelkuhle murmelte er wiederholt die beschwörende Frage: „Siewert, büst du dar in? Siewert, büst du dar in?“ Eine Weile starrte er in das Wasser, das nach der Regennacht gelblich trübe und undurchdringlich unter seinen Augen lag. Dann hetzte er weiter, unstät und flüchtig, als wäre er Kain, der den Bruder erschlagen hat. Immer wieder wich in seinem Innern die Angst um Siewert dem Groll auf die Schwester, die Dröge, die ihn – er fühlte es nun deutlich – wie durch ein langsam wirkendes Gift zum schlechten Menschen und zuletzt zum Mörder gemacht hatte. Aber das sollte sie büßen. Er wollte sie schon noch zum Weinen bringen. Blutige Tränen sollte sie noch vergießen.

Nachmittags kam er von Süden her ins Dorf zurück. Er sah derart verstört aus, dass ihn auf der Straße keiner anzusprechen wagte. Über die große Diele gelangte er in seine Kammer. Aus dem kleinen Rasierspiegel über der Kommode starrte ihn ein fürchterlich entstelltes Gesicht an. Da brach er in Tränen aus, und aus seiner Brust kam ein Stöhnen, in dem das Knarren der Tür unterging. Als er sich nach einer Weile jäh umwandte, stand Siewert in der Kammer. In großer Bewegung nahm Hinneri die Hände des Schwagers und stammelte: „Dass du da bist! Dass du da bist! Ich tu Abbitte, Siewert. Ich tu Abbitte. Lass uns nun Brüder sein!“ Da wusste der geängstete und gehetzte Siewert, dass er von nun an eine Zuflucht hatte, und zum ersten Mal nach langer Zeit wurde ihm leicht und wohl ums Herz. „Hat sie geweint, als du kamst?“ fragte Hinneri noch. Der Schwager schüttelte den Kopf, und Hinneri Dührsen besprach sich stumm mit seinem Gott: „Hör mich, du da oben! Ich habe es übernommen, die Dröge zum Weinen zu bringen. Aber das war ja wohl zu schwer für mich. Nun musst du dich selbst der Sache annehmen. Nach allem, was du an Siewert und mir hast geschehen lassen,

bist du mir das schuldig. Wenn du der gerechte Gott sein willst, so führ' dich auch danach auf! Hörst du mich, du da oben?"

Zu dieser Stunde trieb der Wirbelsturm des Geredes schon die schauerlichsten Gerüchte über den Leichenfund in der Staukuhle des Steinwehrs über dem Dorf hin und her. Aus Bohmstedt waren Schandarm und Doktor gekommen. Den Herren vom Gericht konnte in ihrer Eile sogar die Eisenbahn nicht mehr genügen. Sie kamen in dem damals auf Dorfstraßen noch seltenen Automobil angebraust. Am Kreuzweg sammelten sich die Neugierigen in zahlreichen Grüppchen; denn in Witthöfts unbewohnter alter Kate wurde jetzt die Kindesleiche untersucht. Siewert Thun? Ja, Siewert Thun hatte sich angefundenes. Es lohnte sich jetzt nicht mehr, darüber noch groß zu reden. Wenn Trina ihren Mann – er hat ja von der Großmutter her das „Tiefdenkerische“ – nicht eines Tages nach Schleswig bringen will, wird sie ihn von nun an gewiss anders behandeln. Im Übrigen aber: Siewert macht nicht Ernst, das wissen wir jetzt. Doch diese andere Geschichte! Junge, Junge, was dabei wohl zutage kommt!

Warum hatte Hannes Ladewig sich dem Durchsuchen der Steinwehrkuhle so wild widersetzt? Als Jehann das Bündel aus dem Wasser zog, war der junge Bauer weiß geworden wie die gekalkte Wand, und wenn er sich nicht am Ellernbusch festgehalten hätte, wäre er in Ohnmacht gefallen. Warum lief Gesche Haß, seine Großmagd, im März so Knall und Fall aus dem Dienst? Warum verschwand sie? Ein Zerwürfnis mit dem Bauern war nicht vorausgegangen, das ließ sich, weiß Gott, behaupten. Der Bauer – seine Frau ist ja nun schon seit Jahren krank – hat sich mit der Deern immer gut vertragen, *sehr* gut sogar, ja, vielleicht *zu* gut. Denn die Diensten in Ladewigs Haushaltung haben so allerlei beobachtet, oha! Und es sind auch ein paar Mägde zur Hand, die beschwören können, dass es damals an Gesche Haß schon ganz deutlich zu sehen war. So bekam Siewert Thuns Fall nicht einmal im Gerede der Leute das, was ihm rechtens zustand. Wenn Siewert sich einmal hervorwagte, so musste er sich in je-

der Hinsicht immer sofort wieder übertreffen lassen. Er hatte nun einmal seinen Platz im Hintergrund.

In der Folgezeit hatten die beiden Männer von Dührsens Haus in der Kammer an der großen Diele stille, behagliche Abendstunden und Sonntagnachmittage. Sie saßen brüderlich klöhnend an ihrem kleinen Ofen. Auch lasen sie langsam und genießerisch in alten Kalendern und Zeitschriften. Wenn die frühe Dämmerung dem Lesen ein Ende setzte, die Zeit des Viehfütterns aber noch nicht gekommen war, dann wurde es ganz heimelig. Sie sahen ins Schneetreiben hinaus. Die Pfeifen glühten im Halbdunkel auf. Und dann erzählte einer dem anderen die Schwänke, die er gelesen hatte. Sie konnten sich so einspinnen, dass nicht einmal das zur Arbeit mahnende bösertige Milchkan-nengerassel der Drögen sie aufzuschrecken vermochte. Trina sah sich also genötigt, das träge Hauswesen mit gelindem Keifen wieder in Trab zu bringen. Dann fühlte sich Siewert in Hinneris und Hinneri in Siewerts Schutz so geborgen, dass einer der beiden waghalsig der Zürnenden unter die Augen ging mit jener gemütvollen Aufforderung, sich einen gewissen Körperteil zu kratzen.

Oft auch erschienen die beiden Schwäger am Sonntagnachmittag bei Hans Vollert, wo sie sich je nach dem Bedarf der Stunde entweder bei den Reichstagsabgeordneten oder bei den hundert Rittern Le-ars einreichten. Nachdem doch Stine-Cordelia ihr bescheidenes Glück gefunden hatte, war diesen Besuchen alles Peinliche genommen. Und Siewert fühlte sich wohl, weil mit viel Zartgefühl jedes Wort vermieden wurde, das ihn im Rang eines Baasdorfer Bauern auch nur im mindesten hätte schmälern können. In den politischen Gesprächen freilich sprang manchmal die Ahnung anschleichenden Unheils auf. Die Völker schlugen aufeinander los, vorerst wohl noch „hinten weit in der Türkei“. Aber Kriegsgespräche wurden doch nicht mehr so ausschließlich unter der Begründung geführt, „dat dar ja man wat snackt warden mut“. Es war genug Anlass zu ernster Sorge.

An einsamen Sonntagnachmittagen zelebrierte Trina vor dem Seeländer-Altar die Taler-Messe. Aber oft fehlte es dabei an der rechten Erbauung und der vollgültigen Enthobenheit. Wohl wuchsen die Zahlen trotz gelegentlicher Einbußen – die Erinnerung an den Wallach Franz war immer noch eine nur verharrschte Wunde – im ganzen unbeirrt weiter. Auch hatte Trina von ihrem Vater ein unerschütterliches Vertrauen auf die Zuverlässigkeit der Sparkassen übernommen. Dennoch schienen ihr die Taler und Goldstücke bei Johann Thode in Bohmstedt ungenügend geschützt zu sein, nachdem ihr einmal von unvorstellbar starken Eisenschränken und meterdicken Mauern in den Kellern der Städtischen Sparkasse etwas zu Ohren gekommen war. Vor etwa einem Jahr hatte sie darum dem Bohmstedter Rendanten Auftrag gegeben, ihr Geld in die Stadt zu bringen. Johann Thode war mit stark beleidigtem Gesicht darauf eingegangen und hatte sich kurz und in amtlichem Tonfall bereit erklärt, „die fraglichen Kapitalien in die Städtische Sparkasse zu überführen“. Und das war denn auch geschehen. Die neuen Bücher mit dem andersartigen Aufdruck bestätigten es. Johann Thode ist natürlich ein Mensch wie andere. Er weiß auch nicht, was die Zukunft bringen wird. Aber es berührt einen doch sonderbar, wenn er von „fraglichen Kapitalien“ spricht. Was wäre wohl sicherer als Trina Dührsens Geld? Es *muss* sicher sein; denn Trina hat doch eine Welt darauf gegründet.

In diese Welt, die für Enge mit äußerster Geschlossenheit entschädigen musste, war von der Abstraktheit des modernen Geldverkehrs noch keine Kunde gekommen. Hier war alles noch anschaulich und handgreiflich, und jener Vorgang der „Überführung“ nahm sich in Trinas nicht sehr leistungsfähiger Phantasie etwa folgendermaßen aus: Johann Thode spannte an und hob mit Hilfe seines Schreibers eine gut verschlossene Truhe ins Wagenstroh. In der Truhe lagen, säuberlich in Papier gewickelt, die Rollen der Taler und Goldstücke, und jede einzelne trug in klaren Zügen die Aufschrift: Katharina Dührsen, Baasdorf. Ganz zu

unterst fanden sich noch Taler, die vor nun bald fünfzig Jahren von Hainborstel auf Baasdorfer Gebiet herübergewechselt waren.

Soweit konnte alles als wohl geordnet gelten. Neuerdings aber kam immer mehr von dem lappigen, windigen Papiergeld in Umlauf, an dem sich eines Tages zeigen wird, dass es ein großer Schwindel ist. Immer mühevoller wurde es für Trina, das Papier in Hartgeld einzuwechseln, und immer häufiger musste sie die Hilfe des Bäckermeisters Voß in der Obereiderstraße beanspruchen, der für 20 Mark in Metall 21 Mark in Papier forderte, der alte Gauner. Der Verlust war ärgerlich, ließ sich aber nicht vermeiden in Zeiten, wie sie nun einmal liefen. Trina ahnte hier wohl einen Zusammenhang mit der unheilvollen Eisenbahn, wusste ihn sich aber nicht klar zu machen. Dabei konnte sie immerhin noch von Glück sagen; denn die Enge ihrer Gedankenwelt verwehrte ihr wohlthätig das Grübeln über die Leibesbeschaffenheit der Sinsen und Sinessinsen. Gold muss Gold, Silber wieder Silber erzeugen. Hat man je von einer anständigen Kuh gehört, dass sie ein Ziegenlamm zur Welt gebracht hätte?

Gleich der Leibesbeschaffenheit lag für Trina auch die Herkunft der Zinsen in einem mythischen Dunkel. Ihrem unklaren Gefühl nach wurden sie unmittelbar aus der himmlischen Hauptkasse als Belohnung für treue Sparer zur Verfügung gestellt. Wenn es denn auch mit der Gerechtigkeit im Weltwesen vielerorts bedenklich haperte, so durfte doch wenigstens die Tugend aller Tugenden schon hienieden ihres Lohnes sicher sein.

Im ganzen kam nach dem bewegten Oktober des Jahres 1912 für Baasdorf eine ruhige Zeit. Der Leichenfund im Steinwehr ließ sich nicht aufklären. Es war aber erwiesen, dass weder Hannes Ladewig noch Gesche Haß mit der Sache irgendetwas zu tun hatten. Da musste der gefräßige Dorfklatsch den leckeren Bissen fahren lassen und sich nach bescheidenerer Nahrung umsehen.

Wilhelm Dührsen fand nach seiner Konfirmation für den Sommer des Jahres 1913 eine Lehrstelle beim Bauern Vagts in Mörel und ging im Herbst auf die altberühmte Landwirtschafts-

schule in Tönnstedt. Und die Leute von Dührsens Haus? Ach, sie bauern da nun immer so weiter. Zwar war es mit der Ehe zwischen Trina und Siewert schon im Zuschnitt verdorben gewesen, und zur Steigerung des Wirrwarrs hatte der Schneider dann noch das Hosenbein ins Armloch genäht. Aber auch dieses Ungeheuer zog sich, wie es das Sprichwort verheißt, nach dem Leibe. Nein, mit den Tragödien ist es nichts in Baasdorf, oder aber, sie werden ganz im Verborgenen ausgetragen.

Darum konnte sich in dieser Zeit auch die ehrbare Witfrau Wiebke Thun nach wohlbestelltem Tagewerk auf das letzte Lager strecken. Es fügte sich so, dass Trina und Siewert bei ihr Nachtwache hielten, als es zum Sterben kam. Siewert sah aus tränenverschleierte Augen auf die Tote nieder, und da er in seinem Schmerz nicht zum Handeln kommen konnte, so erwies Trina der Schwiegermutter den letzten Dienst. „Ich habe ihr die Augen zgedrückt.“ Mit diesem Wort ließen sich alle Gerüchte von Zwist und bösem Abschied ersticken.

Die alte Trienke Harders wurde aber in dieser äußerlich befriedeten Zeit immer unruhiger. Man musste ihre unaufhörlichen wirren Prophezeiungen nachgerade schon rundheraus eine Plage nennen. Die fahl glimmende Schwefelschrift auf dem entmörtelten Mauerstein ließ sich heute so wenig entziffern wie vormals. Immerhin war die Alte in der Deutung ihres quälenden Traumes nun doch so weit gekommen, dass sie die zähe, klebrige Flüssigkeit, die da langsam an ihren Pantoffeln emporstieg, einwandfrei als Blut erkannte.

Zwölftes und letztes Kapitel

In den letzten Julitagen des Jahres 1914 hatte Wilhelm Dührsen für seinen Möreler Lehrherrn in Barlohe eine Bestellung auszurichten. Jenseit Nindorfs musste er in engen, verlassenem Sandwegen sein Pferd im Schritt gehen lassen. Zwischen den hohen Knicks stand unbewegt die glühheiße Sommerluft. Es war die Stunde des Pan. In der Einsamkeit rannen dem Jüngling plötzlich Zeitungsnachrichten und fließende Erinnerungen an Gespräche der letzten Wochen mit dem eigenen, unklaren Gedankengewoge zusammen zur festen Gewissheit, dass der Krieg kommen werde. Mit einem Mal war dem Lebenssicheren und Vertrauensvollen die strahlende Sonne ganz verhängt, und es überfiel ihn eine undeutbare, urdunkle Angst. Ihretwegen machte er auf dem Heimritt den Umweg über Baasdorf. Wie der Träger einer Unglücksbotschaft sprengte er ins Dorf. Ohne einen Seitenblick auf das Gewese, das ihm einmal übergeben werden sollte, lenkte er auf die nachbarliche Hofstätte, traf Lise Grotmaack und tat ohne Gruß und schickliche Einleitung sofort schier verstört seine Frage nach Else. Sie habe sich zum Himbeerenpflücken in Ladewigs Bondenholz begeben, wurde ihm geantwortet. Da riss er das Pferd herum und war verschwunden, ehe Lise Grotmaack ihn zu einer Tasse Kaffee nötigen konnte.

Erst in den Baasdorfer Wäldern kam der gute Gaul zum Verschnaufen. Unebenheiten des Bodens und überhängende Zweige verboten hier sogar den Trab. Im Spiel der Sonnenflecke auf dem Waldboden war heute nicht der Friede, sondern die Unrast der Angst. Stille erstickte die letzten Geräusche, die von der Tönnstedter Straße her noch menschliches Leben bezeugten. Der Reiter lenkte jetzt geradezu über Flächen, auf denen hohes und dichtes Farnkraut wuchs wie kleiner Wald in einem großen. Am Bug des Pferdes rauschte das Kraut.

Da schimmerte es in der Ferne hell durch die Stämme der Bäume, als nähme der Wald dort sein Ende vor einer goldenen Wand. Wilhelm stieg ab am Rande der Lichtung, die vor drei

Jahren entstanden war, als Hannes Ladewig hier einen Kahlschlag ausführen ließ. Er befestigte den Zügel an einem Baum. Aus den Baumstümpfen waren die neuen Reiser bis über halbe Mannshöhe emporgeschossen. Allerlei Gesträuch hatte sich angesiedelt, vor allem die Himbeere. Auf blühenden Disteln rasteten die braunen, prunkenden Kaisermäntel. Der Jüngling wusste nicht, dass ihm hier in einem nieempfundenen Bangen zum ersten Mal auch die ganze Schönheit der Welt aufging. Er beschattete seine geblendeten Augen und sah über die Lichtung, auf der das Treiben der Beerensammler der frühen Stunde wegen noch nicht begonnen hatte. Kein Mensch war zu erspähen. Die tiefe Stille lastete so schwer, als wäre sie ein Teil des entsetzten Verstummens, das den Revolverschüssen von Serajewo folgte, von dort nach allen Seiten über Europa wanderte und sich am Ende auch in die Baasdorfer Wälder einschlich.

Ein gepresster Ruf flog über die Lichtung: „Else!“ Das Mädchen richtete sich auf. Wilhelm sah ein blaues Kleid durch das Gesträuch schimmern. Im nächsten Augenblick standen sie einander gegenüber und hielten sich bei den Händen. Ihr Gesicht war von tiefer Röte überzogen. Wilhelm stellte die hier nach dem Herkommen fällige Frage: „Na, bringt es brav was?“ mit so großem Ernst, als habe er sich ihretwegen an einem gewöhnlichen Arbeitstag von Mörel in die Baasdorfer Wälder begeben. Else nickte, und so überwältigt war sie von dem Wunder, dass sie sich das plötzliche Erscheinen des Freundes nicht erklären zu lassen brauchte. Sie schwiegen beide; aber ihre Hände ließen sich nicht mehr los.

Und ihre Gedanken schritten Hand in Hand, von einem Kinderfest in Baasdorf ausgehend, durch fünf Jahre, und am Ende der Wanderung sagte Wilhelm: „Ja, Else, und nun kommt der Krieg.“ Nach langer Pause erst fand er weitere Worte: „Wir haben uns vor fünf Jahren versprochen, dass wir einmal Mann und Frau werden wollen. Aber wir waren damals ganz dumme kleine Kinder.“ Ihm war dabei todernst zu Sinn, und doch meinte er, um

seiner Jungmannenwürde willen den Worten ein Lachen nachschicken zu müssen. Else missdeutete dies Lachen. Die große Angst überschattete ihr Gesicht, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Wie aus großer Ferne hörte sie die Frage: „Du hast wohl gar nicht mehr daran gedacht?“ Da fand sie die ersten Worte: „Immer habe ich daran gedacht, Wilhelm, immer.“ Wahr wurde nun, was Wilhelm Dührsen an jedem Abend in wachen Träumen sich ausmalte: er hielt Else im Arm, und es kam für die beiden jungen Menschen das Geben und Nehmen der ersten, taufrischen, kindhaften, ganz scheuen und ganz zarten Liebkosungen. Wieder einmal begab sich das alte Wunder. Wieder wurde die Welt vollkommen.

Dem Jüngling war zumute, als wenn er aus einer Taubheit erwachte. In den leeren Raum der Lichtung brach der Jubelgesang des Lebens ein. Kleinstes Getier, Millionen von Insekten, sangen, summten, zirpten die Schönheit der Welt, und die Lichtung sammelte wie eine kostbare Schale alles verstreute Getön zu einer gewaltigen Musik, die immer brausender anschwell und in der zuletzt der Laut einer Hummel wie Posaunenton klang. Ja, nun war hier im verborgenen Wald aus der Stille der Bängnis kriegerische, helle Musik erwachsen. „Else“, sagte Wilhelm, „nun möchte ich zwei Jahre älter sein, dass ich mitgehen könnte in den Krieg. Das Vaterland ruft.“ Wenn ihm aber in den vorangegangenen Stunden alles in der Bedrohung stand, so war jetzt eine neue und große Zuversicht über ihn gekommen: „Nun muss geschehen, was nicht abzuwenden ist. Wir sind da, wir deutschen Männer!“

Was in ihm vorgegangen war, konnte er nicht ganz übersehen. Wohl hatte es ihn getrieben, in der allgemeinen Unsicherheit doch dessen sicher zu werden, was er als sein Glück erkannt hatte. Eine Welt, an deren Unerschütterlichkeit er bis dahin so fest glaubte, war ins Wanken gekommen. Wenn sie einstürzte, so wollte er aus ihr vorher *sein* Glück geborgen haben. Hinter den Gedanken an sich selbst aber stand unerkannt ein anderes, das

Gefühl, mit seiner Liebe vor der bedrohten Welt des Guten eine Schutzmauer aufrichten zu können, an welcher der Ansturm des Bösen zerschellt. Großmütige Jugend, die immer wieder richten muss, was die Alten in ihrer Selbstsucht verbogen haben, und die an dieser Aufgabe nie verzweifelt!

Die beiden jungen Menschen blieben kaum eine halbe Stunde beisammen. Die Furcht, überrascht zu werden, trieb sie auseinander, und es war ja nun auch alles gesagt. Wilhelm fühlte sich unendlich gewachsen, und als er wieder durch das Farnkraut ritt, war er wie ein Riese, der auf den Wald der Menschen niedersieht. Er kam auf den Tönnstedter Weg zurück und setzte sein Pferd in einen ruhigen Trab. Hoch und straff aufgerichtet saß er im Sattel. Seine Augen gingen in wachem Spähen über die Landschaft. Ein banger Knabe war von Mörel ausgeritten. Ein Mann kehrte heim.

In einer dieser letzten Julinächte las Trienke Harders auf dem entmörtelten Mauerstein unter der Streichhölzerhöhlung ihres Feuerherdes in fahl glimmender Schwefelschrift ganz deutlich das Wort „Krieg“. Aber es war nun so weit gekommen, dass sie damit im Dorf keinen Prophetenruhm, sondern nur noch bitteres Lachen ernten konnte. Am Sonnabend, dem ersten August, wurde gegen Abend der Mobilmachungsbefehl bekannt. Hinneri Dührsen, dem sich die Gedanken verwirrten, ging am Nachmittag des Sonntags zu Hans Vollert, um etwas Klärendes zu hören. Aber hier war nun auch nicht mehr des Redens Zeit. Die drei Töchter hatten sich zum Abschiednehmen mit ihren Männern ins Elternhaus begeben; denn Cornwall und Albanien mussten in den nächsten Tagen einrücken. Den Frauen standen die Augen voll Tränen.

Hinneri fühlte sich als Eindringling. Den Stuhl, der ihm mit einer Handbewegung bezeichnet wurde, nahm er nicht an. Nach Schicklichkeit tat er flüchtig die Fragen, die nun in aller Munde waren. Dann drückte er sich aus der Tür. Hans Vollert gab ihm über die große Diele das Geleit. An der Tür sagte Hans, der sonst

so unbedingte Fürsprecher des Lachens: „Ja, nun ist die Zeit der Tränen gekommen. Du hast einmal geschworen, deine Schwester Trina noch zum Weinen zu bringen. Wie steht es nun damit?“ Hinneri errötete, weil er auf den Vorwurf unmännlicher Lässigkeit gefasst war. „Ich habe die Sache Gott übergeben“, stammelte er. Hans Vollert nickte dazu.

Dann suchte Hinneri seinen Schwager und machte mit ihm einen letzten Gang durch die Felder. Auch Siewert musste in den nächsten Tagen den grauen Rock anziehen. Wenn in den Häusern an diesem Tage die Namen der ausrückenden Männer aufgezählt wurden, so musste nach Schuldigkeit auch er genannt werden. Es geschah aber immer leichthin und mit einer kleinen Gebärde des Einschränkens. Siewert Thun kam ja zum Train und brauchte nicht ins Feuer zu gehen. So wurde ihm etwas vorenthalten von der Ehre, die nun allen waffentragenden Männern zukam. Der arme Siewert musste sich schon wieder übertreffen lassen, bevor die eigentliche Prüfung angefangen hatte.

Das Verhängnis nahm seinen Lauf. Nachdem das deutsche Heer in hohem, heldischem Schwung vergebens nach dem Kranz des schnellen Sieges gegriffen hatte, kam der Krieg ins Stocken und schleppte sich durch die Jahre. Immer andere Männer und Jünglinge verließen das Dorf, um auf den Feldern des Krieges andere Arbeit zu tun. Immer länger wurde die Reihe der Toten. Des Weinens Zeit war gekommen für viele, aber nicht für Trina Dührsen. Wilhelm lebte nun ganz im Hause und tat Siewerts Arbeit. Er war in Sicherheit. Der Kaiser durfte ihn nicht rufen, weil er noch ein Junge war. Die Sicherheit ihres Neffen durfte Trina sich denn doch wohl ausgebeten haben, und einmal musste der Krieg ja ein Ende nehmen.

Wilhelm und Else zeigten dem Dorfe unverhohlen und doch ohne Herausforderung eine Liebe, in der sie nun wieder unbefangenen geworden waren. Und die große und reine Liebe zog um die beiden einen schützenden Kreis, in den sich von außen kein hämisches Wort und kaum je ein Grinsen hineinwagte. Trina ärger-

te sich wohl über Sibbel-Lischens Deern und versuchte einmal auch, allem ein Ende zu machen. „Mir gefällt die Deern nicht“, sagte sie zu ihrem Neffen. „Wenn ich nun für meinen Kram, den du erben sollst, von dir verlange, dass du von ihr lassen musst. Was dann?“ „Dann musst du deinen Kram behalten“, antwortete Wilhelm in einem Ton, der seiner Tante den Atem verschlug. Diese Worte kamen aus einer Welt, von der die Dröge nichts ahnte und die sie so kampflos noch nicht als wirklich anerkennen wollte. Offenbar hatte der Junge nicht die richtige Vorstellung vom Umfang seines künftigen Besitzes: „Weißt du denn überhaupt, wieviel Geld ich auf der Sparkasse habe? Die Sache will doch wohl überlegt sein.“ Wilhelm antwortete kurz: „Nein! Und ich will es auch gar nicht wissen.“ Damit verließ er das Zimmer.

Zum ersten Mal kam der harten Frau die bestürzende Ahnung von der Wirklichkeit einer Welt, in der die Maße der Dinge nicht vom Dührsen-Geist geeicht sind. Das lähmte ihren Kampfesmut, und da sie den Jungen doch liebte, und mehr liebte, seitdem die Hoffnung auf eigene Kinder endgültig begraben werden musste, so hütete sie sich in Zukunft wohl, über die Grotmaack-Deern noch ein böses Wort zu sagen. Auch tröstete sie sich mit dem Gedanken, dass die Jahre eine ungebärdige Jugend ganz von selbst zu Verstand bringen.

Im Übrigen nutzte Trina Dührsen die Jahre des Krieges nach bestem Vermögen. Um der Gerechtigkeit willen soll man es anerkennen, wenn eine im ganzen böse Zeit doch auch ihre guten Seiten hat. Es lassen sich jetzt ausgezeichnet Geschäfte machen, und die Zahlen in den Sparbüchern mästeten sich wie nie zuvor. Da aber auf Erden nichts vollkommen sein kann, wurde die Freude daran stark beeinträchtigt durch das völlige Verschwinden des Gold- und Silbergeldes. Sogar Trina Dührsen musste ihr Erspartes in lappigem Papier auf den Zahltisch der Sparkasse legen, was ihr sehr gegen die Ehre ging. Es war nun so weit gekommen, dass die Zärtlichkeitsbedürfnisse der Fingerkuppen ihre Befriedigung suchen mussten an Groschen, die aus simplem Ei-

sen geschlagen waren. Gegenüber den Mahnungen, alles Gold abzugeben, war Trina völlig taub. Niemand sollte rühren an die Rollen der 10- und 20-Markstücke, die ihrer Meinung nach, mit dem Namen wohl versehen, in den Eisenschränken der Städtischen Sparkasse ruhten.

Ebenso unerschütterlich blieb sie gegenüber der Aufforderung, Kriegsanleihe zu zeichnen. Da handelte es sich nur um einen etwas anders gewendeten Gaunerversuch, um den Preis schlechten Papiers ihres Goldes und Silbers habhaft zu werden. Sie hatte keinen Krieg haben wollen und brauchte ihn darum auch nicht zu bezahlen. Hinneri, der Taps, ließ sich beschwätzen, zeichnete Kriegsanleihe und redete dabei von vaterländischer Pflicht, als wenn er auf seine alten Tage noch Zeitungsschreiber werden wollte. Stellte Trina ihn wegen seiner Torheit eifernd zur Rede, so sagte Hinneri einfach: „Der Kaiser ist mir da gut für“, und wenn die Dröge das nicht gelten lassen wollte, so überließ er sich ihr zum Ärger einem Tünnen, wie er es in Hans Vollerts Reichstag gelernt hatte: „Ja, der Kaiser ist sicher, unbedingt sicher. Der hat viele Schlösser mit goldenen Treppen, und wenn es einmal kneifen wird mit der Rückzahlung, dann geht Hinneri Dührsen hin und bricht sich eine Stufe heraus. Dann ist er mit Zinsen bezahlt, und der Kaiser merkt davon weiter nichts, als dass er an einer Stelle ein bisschen höher treten muss.“

Im Spätsommer 1916 kam die Nachricht vom Tode Siewert Thuns. Es war wohl ein Tod im Dienste des Vaterlandes, aber doch nicht eigentlich ein Heldentod. Weit hinter der Front war er beim Abfahren von Bauholz aus einem französischen Forst verunglückt. Das hatte sich so zugetragen: Der schwerbeladene Wagen war am Waldausgang in tief ausgefahrener Erde hoffnungslos zum Stillstand gekommen. Siewert griff wie seine Kameraden in die Speichen. Als die Pferde in einem plötzlichen Zusammenraffen aller Kraft den Wagen wieder in Bewegung brachten, wurde er mitgerissen, kam ins Taumeln und erlitt, von einem Rad

gegen den granitenen Pfosten des Waldtores gepresst, so schwere innere Verletzungen, dass er nach wenigen Stunden starb.

Einmal in früheren Jahren hatte ganz Baasdorf einmütig um Siewert Thun gebangt. Was aber bedeutete sein Leben in dieser außerordentlichen Zeit? Hinneri belauerte seine Schwester einige Tage, um sich in ihrem Gesicht die Spuren von Tränen nicht entgehen zu lassen. Er gab es aber bald auf und sah ein, dass der liebe Gott der Drögen denn doch mit noch anderen, schärferen Mitteln zusetzen musste. Bei der Trauerfeier in der Bohmstedter Kirche gab sich Pastor Reimers, der rückschauend ein trosthungriges Gesicht noch deutlich unter seiner Kanzel aufgeschlagen sah, alle Mühe, für Siewert den Rang des Helden zu retten. Die Größe des Heldentums, so meinte er, lasse sich von der Tat allein nicht so einfach ablesen. Die Tat müsse vielmehr ins Verhältnis gesetzt werden zu den Kraftvorräten, die für ihre Ausführung verfügbar waren, und vor Gott gelte gewiss die stille Opfergabe des von Natur Bänglichen ebenso viel wie das, was aus dem strahlenden Überfluss des Mutes wie unter Trompetengeschmetter geschieht. Das wollten die Baasdorfer aber nicht recht anerkennen, und vielen war auch zu hoch, was der Pastor da gesagt hatte. Siewert Thun! Ja, er war ein stiller und guter Mensch und hatte kein leichtes Leben gehabt. Aber nun war er in seinem Frieden.

Einige Tage wurde noch im Dorf über sein Leben und Sterben mit stillen, gütigen Worten gesprochen. Dann kam die Kunde vom Soldatentode Eggert Kühls, der, eines Tagelöhners Sohn, in sehr kurzer Dienstzeit zum ordengeschmückten Vizefeldwebel aufgerückt war. Für ein tollkühnes Erkundungsunternehmen wurde er nachträglich noch mit dem Hohenzollernschen Hausorden ausgezeichnet. Die Zeitung stellte ihn ihren Lesern im Bilde vor und erzählte spaltenlang vom Leben und Sterben des vorbildlichen Soldaten. Dies war ein wirklicher, ein beispielhafter und hinreißender Heldentod, der die Gemüter der Baasdorfer anhaltend und tief beschäftigte. So wurde noch der tote Siewert Thun

im Gedenken seines Dorfes geschmälert durch einen anderen, der es ihm im Glanz des Sterbens zuvortat.

Wenige Wochen danach kam auch für den achtzehnjährigen Wilhelm endlich der Tag des Einrückens. Da fand Trina Veranlassung, in sehr starken Ausdrücken mit dem Kaiser zu rechten. Sie hatte keinen Krieg gewollt, und darum brauchte sie ihren Wilhelm auch nicht herzugeben. Der Rechtsfall lag doch ganz klar. In der Stunde des Abschieds war sie sehr blass und bekümmert. Hinneri belauerte sie, wie er es nun seit Jahren bei allen besonderen Gelegenheiten tat. Aber es kam ihr keine Träne. Als der Zug aus der letzten Weiche fuhr und damit alle Beziehungen zu Baasdorf abriß, kam dem versunkenen Hinneri ein Gedanke, unter dem er – dies fühlte er – noch bleicher wurde als seine Schwester. „Nein, nein!“ murmelte er mit wildem Kopfschütteln. Der liebe Gott hatte manchmal so eine vertrackt heimtückische Art, den Menschen nach ihrem langen Bitten endlich den Willen zu tun. Dann machte der da oben noch ein unschuldiges Gesicht und sagte: „Ja, du hast ja so lange darum getranselt, und nun ist es dir auch wieder nicht recht.“ „So nicht“, murmelte Hinneri, „um den Preis nicht!“

Als Wilhelm aus dem abfahrenden Zug über die Wiesen hin zum letzten Mal Else Grootmaack zuwinkte, die da drüben am Rande des Gartens stand, als auf der Fahrt zur Stadt das brennende Weh des Abschieds milder wurde, befestigte er sich in dem Entschluss, an der Front den gefallenen Eggert Kühl voll zu ersetzen.

Am Nachmittag holte Else die Kühe zum Melken von der Wiese. Im einsamen Weddelkampsredder ließ sie den verhaltenen Tränen freien Lauf. An einer Wegbiegung stand sie plötzlich vor der Schmiedsfrau Antje Ehlers, die aus dem Knick für ihre Ziege Ranken des wilden Hopfens und andere Leckerbissen in ihre Schürze erntete. Antje Ehlers legte der Weinenden die Hand auf die Schulter und sagte: „Ja, ja, Else, es ist eine schwere Zeit. Auch von uns Frauen wird viel verlangt.“ Da gebot Else ihren

Tränen Einhalt, und im Weitergehen war ihr zumute, als habe sie, die Tochter des Bauern Jehann Grotmaack, von der Schmiedsfrau den Ritterschlag erhalten. Sie wusste, dass Wilhelm männlich tun werde, was die Zeit von ihm forderte, und sie wollte seiner würdig sein.

Weiter nahm der Krieg seinen unheilvollen Lauf. Aller Schmerz der Trauernden, alle Entsagung der Entbehrenden, aller Fleiß auf den Äckern und in den Werkstätten, aller Heldenmut der Kämpfenden war vergebens. In den trüben Herbstmonaten des Jahres 1918 kehrten die überlebenden Soldaten heim, einer nach dem anderen, oft unbemerkt im Dämmer des Abends oder im Dunkel der Nacht. Am nächsten Tage erschienen sie auf der Dorfstraße in den verschlissenen Arbeitskleidern, die sie vor Jahren abgelegt hatten. Es gab keine lauten und freudigen Begrüßungen. Die Heimkehrer hatten nur immer wieder die stille, trübe Frage: „Büst ok wedder dar?“ mit einem Nicken zu beantworten. So kam auch der Unteroffizier Wilhelm Dührsen nach Baasdorf zurück. Der Hof bedurfte dringend seiner jungen Kraft und seines ungebrochenen Mutes. Hinneri und Trina waren in den Jahren des Krieges steif und stumpf geworden, und die Arbeit ging ihnen nicht mehr so von der Hand wie früher.

Die Teuerung im Lande wuchs. Die Nachdenklichen lebten schon in schweren Sorgen, als die Unbedachten sich noch an hohen Zahlen berauschten. Trina Dührsen beobachtete zwar die steigende Flut des Papiergeldes mit Misstrauen, ließ sich aber doch gern zum Prahlen hinreißen. Wenn ihr eine verkaufte Kuh 8000 Mark einbrachte, so gab ihr Bericht darüber zu verstehen, dass ein so einzigartiger Handelserfolg nur der Tüchtigkeit der einen Trina Dührsen möglich sei. Sie behandelte ihren Fall so, als ob der Höker für ein Pfund Zucker nicht etwa fünf Mark, sondern immer noch wie in alten Zeiten fünfundzwanzig Pfennig nähme. Der Sturz des Geldes war in seiner Willkür von keinem Menschengesetz mehr aufzuhalten. Er erkannte für sich in immer wachsender Geschwindigkeit nur noch die Fallgesetze als ver-

bindlich an. Im nächsten Jahr war es bereits so weit, dass eine gar nicht sehr umfangreiche Ausbesserung des Strohdachs eine Million kostete. Aber auch jetzt sagte Trina noch mit großer Handgebärde: „Wir haben eine Million aufs Dach geschmissen.“ Ja, Dührsens sind große Leute! Die können sich so etwas leisten.

Hinneri hatte die sogenannte Teuerung als das erkannt, was sie war: eine völlige Entwertung des Geldes. Mit dem Verlust seines Vermögens war er fertig geworden; aber er hätte kein Dührsens sein müssen, wenn ihm der kategorische Imperativ des Sparens jetzt nicht deutlicher vernehmbar gewesen wäre als je zuvor. Seine Kammer an der Diele war ihm nun, da ja die guten Stunden mit Siewert nicht wiederkamen, nur noch Schlafgelass. Abends und an den Sonntagen saß er wieder bei Trina im Wohnzimmer, um Feuerung zu sparen. Baasdorf wurde trotz der schlechten Zeiten an das Stromversorgungsnetz der Landschaft angeschlossen. Elektrisches Licht und elektrische Kraft waren den Geschwistern unheimliche Dinge, die nach Eisenbahn und Weltkrieg nun den endgültigen Ruin herbeiführen mussten. Dieses Gefühl schuf zwischen den verfeindeten Geschwistern etwas wie eine neue Gemeinschaft.

Es soll noch einer die Behauptung wagen, dass die Gicht sich als Folge eines bequemen und üppigen Lebens einstellt! Trina Dührsens bekam es um ihr fünfzigstes Lebensjahr mit dieser gemeinen Krankheit zu tun, und nun war es schon so weit, dass sie zuweilen einen ganzen Tag lang nicht aus ihrem Lehnstuhl herauskommen konnte. Abends saß Hinneri rauchend am Ofen und leistete ihr Gesellschaft. Wilhelm verbrachte seine freie Zeit drüben in Grotmaacks Haus, wo für ihn das Leben war. Die beiden Alten schwiegen zumeist. Ihre Unterhaltungen über das Sparen von Licht und Feuerung waren unergiebig und glitten gar zu oft in Feindseligkeiten ab. So saßen sie schweigend und gnatzten sich an.

Trina hatte ihren Platz am Tisch unter der verderbenbringenden Lampe. Die Arbeit des Stopfens, Nähens und Flickens war

ihr in den vorangegangenen Tagen der Bewegungslosigkeit im Lehnstuhl knapp geworden, und eigentlich hatte sie nichts mehr zu tun. Hinneri sah aus der Ofenecke zu ihr hinüber und wunderte sich über sie. Den Verlust ihres Vermögens trug die Schwester mit einer Fassung, die er ihr nie und nimmer zugetraut hätte. Wenn die zerronnenen Taler und Goldstücke sie nicht zum Weinen bringen konnten, dann war es überhaupt unmöglich. Siewert war lange tot, Wilhelm sollte demnächst den Besitz übereignet bekommen, und eigentlich konnte Hinneri die alten Geschichten ja nun ruhen lassen. Aber immer wieder kam die Bitterkeit in ihm hoch. Als Genugtuung blieb ihm nur die Erinnerung an die Wirksamkeit seines Zaubermittels. Doch wollte er sich damit nicht zufrieden geben. Nein, die Dröge sollte noch zum Weinen gebracht werden. Es mochte fast so scheinen, als versage vor dieser Aufgabe sogar die Allmacht Gottes. Wenn Hinneri von so lästerlichen Gedanken angefallen wurde, sah er plötzlich die Schulwandtafel vor sich aufgerichtet, und er las auf ihr den Spruch: „Chottes Mühlen mahlen langsam.“ Und immer wieder musste er staunen über die Dröge, die das Geld, für das sie so ausschließlich gelebt und gestrebt, gelogen und betrogen hatte, nach dem Verlust nicht einmal beweinen konnte.

Zeitig räumte Trina ihre Sachen zusammen. „Lass uns man zu Bett gehen“, sagte sie, „wir können das Licht sparen.“ Der folgsame Hinneri zeigte sich damit einverstanden; auch er war froh, dass die Aufforderung zum Lichtsparen aus der Leere dieses Beisammenseins den Ausweg ins Positive zeigte.

Im März 1923 errechnete Hans Vollert des Gaudiums wegen den Preis eines einzigen Torfsodens mit sechstausend Mark. Für Hinneri Dührsen überschritt die Geldentwertung mit dieser Ungeheuerlichkeit die Grenze des Beklemmenden und ging hinüber ins Spaßige. Am Abend warf er die Tatsache Trina als ganz großen Trumpf auf den Tisch. Wer weiß? Vielleicht musste sie sich nun bête bekennen. Vielleicht – o verwegene Hoffnung! – kam sie sogar ins Weinen. Aber es gab wieder eine Enttäuschung.

Trina nahm die Nachricht mit gleichmütigem Achselzucken hin. Da bohrte Hinneri ein wenig nach und sagte: „Wir sind nun alle arm.“ Die Dröge richtete sich kampfbereit auf und sprach schneidend und triumphierend wie nur je in ihren guten Jahren: „Du wohl. Ich nicht. Dein Kaiser ist in Holland. Nun geh man hin und hole dir eine von den goldenen Treppenstufen. Jetzt ist es Zeit. Aber wenn da man noch welche von nach sind! Damit werden wohl andere schon abgezogen sein, und du Töffel kommst wieder einmal zu spät.“

In dem, was dann noch an hochfahrenden Reden folgte, fand Hinneri mit maßlosem Staunen endlich die Erklärung für den Gleichmut, mit dem seine Schwester den Verlust ihres Geldes hingenommen hatte. Sie lebte in einer unfassbaren Verblendung. Ihre törichte Rede ging prahlerisch um gewaltige Eisenschränke, meterdicke Kellermauern und um die unantastbaren Rollen der Silber- und Goldstücke. Aber da Hinneri die Möglichkeit sah, den vernichtenden Schlag zu führen, packte ihn das Erbarmen mit der armen Törin, und er schwieg. Tage der Kindheit kamen ihm in die Erinnerung. Trina war ihm eine lachende Spielgefährtin, die der Führung und dem Schutz des großen Bruders unbedingt vertraute – und die Mutter war noch am Leben.

Plötzlich sank die Streitbare, die Überhebliche, in ihren Lehnstuhl zurück. Eine tiefe Blässe breitete sich über ihr Gesicht. „Hinneri“, fragte sie mit bebender und fast erloschener Stimme, „sollte es angehen können, dass auch das Sparkassengeld hin ist? Das kann doch nicht sein. Sag mir doch, dass es unmöglich ist!“ Da behauptete der Angerufene in seinem Erbarmen, dies nicht zu wissen. Trina fasste ein wenig Mut und richtete sich wieder auf: „Frage Hans Vollert danach, morgen im Tag! Ich kann den Kerl nicht ausstehen. Er ist so schlecht. Er ist nicht einmal mehr gut genug, einen anderen Lumpen damit zu flicken. Aber klug ist er. Das muss ich gelten lassen.“

In der Abenddämmerung des nächsten Tages ging Hinneri ins Dorf, behauptete aber bei seiner Rückkehr, Hans Vollert nicht

angetroffen zu haben. Nach dem Abendbrot saßen die Geschwister wieder schweigend im Wohnzimmer. Trina fühlte noch immer die große Drohung über ihrem Haupte und machte dem inneren Unfrieden durch allerlei gallige Bemerkungen Luft, mit denen sie den Bruder mehr und mehr in stillen Zorn brachte. Da sie an diesem Abend einen ungewöhnlich hohen Haufen schadhafter Strümpfe vor sich hatte, und es in der Zimmermitte schon kühl wurde, verlangte sie von Hinneri barsch, dass er noch einige Soden in den Ofen werfe. Hinneri widersetzte sich dem mit dem Hinweis auf die heute mehr als je notwendige Sparsamkeit. Als Trina ächzend Anstalten machte, selbst an den Ofen zu humpeln, wechselte er vom Stuhl auf die Torfkiste hinüber und sagte mit hämischem Lachen: „Du hast ja immer den Daumen auf dem Beutel gehalten. Nun halte ich meine vier Buchstaben auf der Torfkiste.“

Alles Unrecht, das ihm angetan worden war, stand ihm wie gestern geschehen vor den Augen, und der Wortwechsel wurde immer giftiger und bissiger. Plötzlich sprang Hinneri auf und schrie in ausbrechender Wut: „Gut! Du sollst deinen Willen haben. Nun pass schön auf!“ Die Ofentür flog kreischend auf; der Deckel der Torfkiste donnerte gegen die Wand. Ganz langsam warf er nacheinander sechs Soden Torf auf die sinkende Glut, und dabei zählte er mit abgründigem Hohn: „6000, 12.000, 18.000, 24.000, 30.000, 36.000.“ Dann wandte er sich um, warf die Arme in die Luft, schlug eine gelle Lache auf und schrie: „Juchheiße! So leben wir, so leben wir!“

Trina hatte verstanden. Sie sank in sich zusammen, schlug die Hände vor das Gesicht und begann fassungslos zu weinen. In dieser seiner großen Stunde war Hinneri zumute wie einem Menschen, der nach Monden entsetzlichen Frostes in einer Nacht vom Lager her hinaushorcht in das eisige Schweigen und mit einem Male zwei, drei Regentropfen ans Fenster klopfen hört. Dann weiß er: ein Engel ist vorbeigeflogen und hat über der verlassenen Welt die ersten Tränen des Erbarmens geweint. Mit ge-

falteten Händen stand Hinneri jetzt vor dem Ofen. In großer Andacht sah er hinüber zu seiner weinenden Schwester. Ohne Laut formten seine Lippen den Satz: „Trina Dührsen weint“, und es schien ihm darin die Gewähr für eine bessere Zukunft gegeben zu sein. Dann verließ er leise die Stube, um aus Grotmaacks Haus den Neffen herüberzuholen.

(Im Warten auf die Rückkehr der beiden finden wir die Zeit zu einem Wort an diejenigen unter unseren Lesern, deren Stirn wir von Unmut umwölkt sehen. Haben wir uns denn nicht mit der drögen Trina eine redliche Mühe gemacht? Wo ist etwas versehen worden? Eine richtige Geschichte muss spannend sein, heißt es. Konnte ich euch vielleicht in Hinsicht der Spannung nicht Genüge tun? Oder – halt! Da kommt mir ein Gedanke. Seid ihr wohl gar Anhänger des Taler-Gottes? Dann nehmt ihr mir gewiss übel, dass ich erst gegen Schluss meiner Geschichte eure Neugier gestillt und das Vermögen Trina Dührsens klipp und klar mit 36 000 Mark angegeben habe. Die immer wieder enttäuschte Hoffnung auf eine bestimmte Zahlenangabe hat euch missmutig und fast wider Willen doch von Seite zu Seite getrieben, so dass wir euch auf die Weise doch in Spannung gehalten hätten. Wir geben dabei gern zu, dass es sich hier um eine minderwertige Abart der wahren Spannung handelt. Aber wie hätten wir *euch* anders bei der Stange halten sollen? Und mag es nun sein wie es will: wir haben euch durch unsere List gezwungen, einige Wahrheiten anzuhören, denen ihr unter anderen Umständen weder ein geneigtes, noch ein ungeneigtes Ohr geliehen hättet, und darauf kam es uns an.)

Wilhelm trat vor den Lehnstuhl und sagte leise und gütig: „Tante, *du* weinst?“ Trina schrak aus ihrer Hingabe an den Schmerz auf. „Wilhelm“, wimmerte sie, „ich weiß, du hast nie viel von mir gehalten. Aber ich habe doch immer nur für dich gespart. Du sollst einmal mehr aus dem Vollen leben können, und wenn ich eine Summe auf die Kasse gebracht hatte, dann dachte ich: nun bin ich doch wieder ein bisschen mehr wert für

Wilhelm. Aber jetzt ist alles hin, und ich gelte dir gewiss gar nichts mehr.“ Da nahm der erschütterte Jüngling das arme, hilflose alte Weib in seine Arme, strich ihr über das ergraute Haar und flüsterte ihr ins Ohr: „Du bist meine gute Trina-Tante.“

Die drei Menschen hatten eine gute Stunde in der Stube, in der der Altar des Taler-Gottes zertrümmert am Boden lag. Wenn Trina ihre schweren Sorgen hätschelnd wieder aufnehmen wollte, riss Wilhelms Lachen sie ihr aus der Hand. „Das Leben ist schwer, mein Junge“, sagte sie. „Es geht auf der Welt nicht so zu, wie du dir das denkst. Du bist leichtsinnig, und das musst du von deiner Mutter haben.“

Wilhelm rückte etwas von der Tante ab und sprach voll tiefer Bewegung: „Meinst du wirklich, ich wüsste noch nichts vom Ernst des Lebens? Du vergisst wohl, dass ich im Kriege gewesen bin. Aber was das bedeutet, das könnt ihr nicht wissen, ihr Alten. Wir haben da draußen gelernt, das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden, und dein bisschen Geld ist nicht wichtig, Tante.“ Wohl wusste Wilhelm, dass er tauben Ohren predigte. Aber der Onkel Hinneri, der verstand ihn doch vielleicht, und so sprach er mit einem abwesenden Blick noch weiter: „Wir werden aus dem Vollen leben, Else und ich. Da sei du unbesorgt. Wir Jungen sind klüger, als ihr es wart in einem langen Leben. Wir wissen schon, dass sich ein Leben der Fülle immer nur aus dem Herzen, niemals aber aus dem Geldbeutel leben lässt.“

Trina fand nicht mehr die Kraft, sich gegen diesen Spruch zu empören. Wie durfte sie von Lästerung reden, wenn der Altar des Taler-Gottes zertrümmert am Boden lag?

Zuletzt forderte sie Wilhelm auf, Else zu rufen. Als das Mädchen in ehrerbietiger Haltung mit freundlichem Lächeln vor sie hintrat, nahm sie alles hin als einen Tribut, den ihre bewährte Tugend billig fordern konnte. In ihren Jahren konnte die alte Trina unmöglich völlig neu werden, und für die Großmut der Jugend ging ihr das Verständnis nicht auf. Aber sie ahnte doch etwas von einer Möglichkeit, das Leben anders als in ihrem Geist

zu führen. So machte sie ihren Neffen schon an diesem Abend zum unabhängigen Herrscher über das Gewese, und als sie von baldiger Heirat sprach, dankten die jungen Leute es ihr und taten in ihrer Großmut so, als glaubten sie wirklich an die Abhängigkeit ihrer Vereinigung vom Spruch der Tante.

Hinneri stand ein wenig abseits. Er wusste, dass in dieser Stunde der selbstverschuldete Fluch des Weltverstopfertums von Dührsens Haus genommen war. Dafür dankte er seinem Gott, und als er über die erste große Bewegung hinaus war, schmunzelte er vor sich hin und besprach sich mit diesem Gott so, als säße der bei Hans Vollert mit in der Runde klöhnender Männer: „Nun hast du es ja endlich fertiggebracht. Trina hat geweint. Aber das Stück Arbeit ist dir wohl sauer geworden, und wer weiß, ob du damit zu Gange gekommen wärest, wenn ich dir nicht zuletzt mit meinem Torfsodenzählen ein bisschen unter die Arme gegriffen hätte.“

Und dann kam er in Sorge um den Triumph, den er schwinden fühlte, als ob sein Herz eine vermorschte Tränktonne wäre, die nach langem Dörren in der Sonne das Wasser, mit dem sie plötzlich gefüllt wird, nicht halten kann und es durch alle Fugen entweichen lässt. Hinneri bemühte sich, zu stopfen. Er suchte die dazu geeigneten Erinnerungen herbei, sah sich als ein von Haus und Hof schmachlich Vertriebener bei Tönnstedt verlassen auf einem Wall stehen und Baasdorf mit den Blicken suchen. Er stellte sich vor, dass er sehr leicht an Siewert hätte zum Mörder werden können. Aber dies alles wollte nicht verschlagen, und am Ende ergab er sich darein. „Chottes Mühlen mahlen langsam.“ Ja, so langsam, dass man sich nach und nach leer wartet. Und wenn zuletzt geschieht, was man immer gewollt hat, dann ist es zu spät, und man kann sich nicht mehr darüber freuen.

Als Wilhelm endlich seine Braut ins Nachbarhaus hinübergeleiten wollte, sagte Trina zum Abschied: „So, mein Deern, nun bestelle deiner Mutter, sie soll mich bald mal besuchen. Sie ist ja wohl älter als ich; aber sag ihr man, dass ich mich

nicht mehr so recht rühren kann.“ Die jungen Leute verließen die Stube, und Hinneri folgte ihnen bis zu der Glastür, die von der Vordiele aus den Blick über die große Diele freigab. Die tränengefüllten Augen des alternden Mannes sahen das Paar von einer wunderbaren Helle umgeben. In einer überirdisch lichten Kugel, die langsam die dunkle Diele hinanrollte, kam es ihm in der Tiefe des Raumes aus den Augen.

So geschah es im März 1923. März ist der Monat, in dem unter den Strahlen einer verjüngten Sonne die Erde aus ihrer Erstarrung erwacht. Ströme und Flüsse, Bäche und kleinste Rinnsale können sich nach langer Fesselung wieder rühren. Schmied Ehlers arbeitet vor seinem Hause an dem Sielzug, der sich während des Winters verstopft haben muss. Einen langen Eisendraht, der vorn zu einem Haken gebogen ist, schiebt er langsam in die tönernen Röhre hinein, bis er auf Widerstand stößt. Plötzlich scheint das spärliche, behinderte Riesel des Wassers ganz aufhören zu wollen; aber eben dies deutet Schmied Ehlers als ein gutes Zeichen. Und dann geschieht es! Der runde, rote Mund der Tonröhre spuckt mit den Geräuschen, wie sie eine gereizte Katze von sich gibt, einen Grasbult aus, dem in hohem Bogen trübes, lummeriges Wasser nachstürzt. Aber das Wasser wird schnell durchsichtiger, das Ungestüm seines Sturzes lässt nach, und nun ist es schon so klar, dass man es wohl trinken könnte. Zwischen Stockung und Sturz hat es die herkömmliche Mitte gefunden, das ruhige, gleichmäßige Riesel, in dem sich Dauer verbürgt. Es ist nur ein ganz kleines Rinnsal; aber auch dies Wasser will hinab ins Meer, und das gewaltige Meer bedarf seiner bescheidenen Gabe.

Und was bedeutet im großen Vaterlande Dührsens Haus in Baasdorf? Ein kleines Rinnsal Leben nur geht durch seine Räume. Aber auch dies Leben will nicht in einer langen Stockung trüb und faulig werden; es will hinab in die Ewigkeit, und nicht nur der Strom vaterländischen Lebens, nein, auch der Ozean der Ewigkeit bedarf seiner.

Da wir hier am Ende unserer Geschichte stehen, ist uns andächtig zumute wie nach einem Gewitter. Aus verziehendem Gewölk tritt die Sonne hervor. Ihre Strahlen gehen durch die Krone der jungen Eiche dort auf dem Wall wie durch ein Sieb. Durch grüngoldenes Licht fallen die Tropfen aus dem Gezweig. Tränen linder Wehmut rollen noch über ein schon lachendes Gesicht. Und indem wir das wunderbare Bild betrachten, spricht der tropfende Baum im Licht nicht nur unser Auge, sondern auch unser Ohr an. Wir hören Musik von Geigen und Harfen. Sonnenschein aus verwehendem Gewölk ist wie eine selig in hohen Lagen schwebende Geigenmelodie. Die Töne der Harfe aber sind rund und schwer, und sie müssen fallen. Der Musik von Geigen und Harfen ist der Aufruhr aller Instrumente vorangegangen. Disharmonien, tosender Zusammenprall verfeindeter Gewalten! Aber so *musste* es wohl sein; denn anders hätten Geigen und Harfen nicht so beseligend ihr Lied von der Versöhnung singen können.

Noch in diesem März fiel vor Dührsens Haus die hohe, verfilzte Dornenhecke. Dies Haus fordert seinen vollen Anteil am Leben der Straße und des ganzen Dorfes zurück. Schon setzt Timm-Tischler die Pfähle für eine neue Pforte, über der in wenigen Jahren blühende Rosen ihren Bogen ziehen werden wie einst. Es zeigt sich nun, dass die Hecke und der Birnbaum keinen Sonnenstrahl mehr an den Grund der Mauer gelangen ließen. Hier tragen die Steine einen giftig-grünen Überzug, dem Wilhelm Dührsen mit einer scharfen Drahtbürste zusetzt, bis das freundliche Rot wieder zutage kommt. Und seht, heute ist nun auch der Birnbaum gefallen, der in alten Zeiten seine Gurgelschnürer in den Schlubber der Straße warf. Im Bereich von Dührsens Haus werden hinfort nur Bäume geduldet, die süße, milde Frucht tragen.

Ende!

Nachwort

*für geneigte Leser und Leserinnen, die nicht das Glück haben,
in Baasdorf geboren und aufgewachsen zu sein.*

Die Geschichte von der drögen Trina hätte eigentlich plattdeutsch erzählt werden müssen. Eigens für euch hat sich der Erzähler die Mühe gemacht, sie bei währendem Schreiben ins Hochdeutsche zu übertragen. Hoffentlich lasst ihr euch nun durch diese Enthüllung bestimmen, milde zu beurteilen, was er euch hier vorlegt. Er kann sich nämlich sehr wohl denken, dass ihr hin und wieder befremdet und ärgerlich den Kopf geschüttelt habt, besonders da, wo sich Baasdorfer Leute in direkter Rede äußern. In solchen Fällen war beabsichtigt, unter der Hülle hochdeutscher Worte doch die Gestalt des plattdeutsch Gedachten erkennbar bleiben zu lassen.

Der Erzähler geht in seinem Werben um eure Gunst dadurch noch ein Stück weiter, dass er euch im folgenden zu gewissen Baasdorfer Ausdrücken eine Erläuterung anbietet. Seid ohne Sorge! Es werden euch keineswegs „999 Worte Baasdorfish“ zugemutet. Wäre dies der Fall, so müsste euch ja der Erzähler selbst bestätigen in der Feststellung, dass zwischen dem möglichen Gewinn und so ausschweifenden Forderungen an euren guten Lernwillen keine vernünftige Entsprechung mehr besteht. Fünf knappe Dutzend Worte Baasdorfish werden euch aber vielleicht doch nützlich und willkommen sein.

„A – o, at gaiht“

„Ach, es geht.“

auftüdern

entwirren

Baas

Meister, Sieger im Wettbewerb

„behöllern Kopp“

behaltender Kopf; Bezeichnung für ein gutes Gedächtnis

beschummeln	betrügen
Blangtür	Seitentür
buten	draußen
Dackeltiff	Tiff = Hündin
dauersam	um der Schicklichkeit willen ein bedauerndes Gesicht zeigen oder bedauernde Worte machen.
der dare	der da, der hier Gegenwärtige. Ein Hinweis, der zu besonderer Aufmerksamkeit nötigen möchte.
Diensten	die Bediensteten; das Gesinde
doll werden	in Zorn, in Wut geraten
duhn	betrunken
dwallerig	albern. Der Dwallerige lässt den Ernst der gesetzten Jahre vermissen.
geglöst	glösen = eine Sache langatmig und ohne ein rechtes Ergebnis bereden.
gegökelt	gökeln = abschätzig und spöttisch über eine Sache sprechen.
Getater	ein Gerede, das unverständlich ist wie die Sprache der Tatern (Zigeuner). Tater leitet sich von Tatar her.
Getühn	Gefasel

gnatzen	einen Umgangston von äußerster Ge- reiztheit anschlagen.
Grandplatz	Grand = grober Kies
Graspogg	Laubfrosch
grifflichen	hinterhältig, höhnisch in sich hinein lachen
Ham!	Interjektion mit der Bedeutung: „Un- terlasst das!“ Das Wort wird besonders im Umgang mit kleinen Kindern ge- braucht.
Haps	Bissen
Herumtühnen	steuerlos aus dem Hundertsten ins Tau- sendste faseln
hippelig	ungeduldig
Höker	Kleinhändler, Krämer
hopp bauern	rückwärts bauern; einen Betrieb lang- sam verwirtschaften.
huhjahnen	gähnen
jaulen	jammern
Kaffeeköppen	Tassenkopf
Kniesige	übertrieben und kleinlich sparsame Leute

Kram	vom Kram laufen = ein Unternehmen seiner Unwirtschaftlichkeit wegen fluchtartig verlassen
Kuhharder	Kuhhirte
labberig	gehaltlos, fade
lummerig	trübe, schlammig
minnachtig	geringschätzig
Nökelnamen	Spottnamen
olmig	morsch, verfault
pusseln	leichte Arbeit verrichten; geschäftig sein, ohne etwas Rechtes zu bewirken
Schlubber	Schlamm
Schcludertasche	Klatschbase
Schmöken	Tabak rauchen
Schweinemöten	möten = Vieh treiben und es vom Abirren auf Seitenpfade zurückhalten
Sootplanken	Bretter, die den Ziehbrunnen einfassen
spillt	was spillt, geht daneben, wird verschüttet (Vergl. das englische Verb to spill!)
Steert	Schwanz
„Stopp in!“	„Stopf dir die Pfeife!“
Stubben	Baumstumpf

Stuten	Weißbrot
tatern	unverständlich wie in der Sprache der Tatern (Zigeuner) reden.
transeln	beharrlich bitten
„Tür düstern“	Die große Diele des Bauernhauses empfängt ihr Licht fast ausschließlich durch die große Tür, von der aber an gewöhnlichen Tagen nur der schmale Durchlass in der Mitte geöffnet ist. Wenn in diesen Durchlass ein Besucher hineintritt, so wird es auf der ohnehin immer dämmerigen Diele noch um einen Grad dunkler. Der Ausdruck: „Ich werde dir die Tür nicht mehr düstern“ besagt: „Ich werde dein Haus nicht mehr betreten.“ Wer ein Haus, das er gern gemieden hätte, notgedrungen doch betreten muss, deutet seinen Widerwillen dadurch an, dass er vom „Tür düstern“ spricht.
Tweernbüdel	Faselhans
verbiestern	verirren
Verlehnt	das Verliehene; das Altenteil
versottet	verrußt
Wippsteert	unruhiger, beweglicher Mensch. Das Wort deutet auf die Bachstelze mit ihren wippenden Schwanzbewegungen hin.

